

SONDERBAND

CLARK DARLTON



Das Erbe von Hiroshima

Sie kann die Welt aus den Angeln heben -
denn sie besitzt die Macht des Geistes ...

1.- DM

Sonderpreis

Osterreich S. 7.-
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200
Berlin 70 Pfg.



Sonderband 72

CLARK DARLTON

Das Erbe von Hiroshima



MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Ein deutscher Erstdruck

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zelt-schriftenhandlungen. – Preis je Band 1,- DM. – Gesamtherstellung: Buch-druckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1963. – Scan by Brazzo 07/2008 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lese-zirkeln geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

Draußen rauschte der Verkehrslärm, brach sich an den Kreuzungen und brandete an den Mauern der Häuser empor. Erst in Höhe der oberen Stockwerke verlor er seine Kraft und wurde zu einem fernen Gemurmel. Man mußte schon aufmerksam lauschen, wollte man ein Fahrzeug von dem anderen unterscheiden, denn die vielen Einzelgeräusche waren nun zu einem einzigen verschmolzen und bildeten in ihrer Einheit die Symphonie einer ganz normalen Großstadt.

In diesem Fall hieß sie London.

London im Jahre 1972 ...

Das Fenster zur Straße hin stand weit offen, und der Verkehrslärm drang in den dämmerigen Raum und erreichte die Ohren der jungen Frau, die einsam und still an einem Tisch saß.

Ann Britten mochte die einsamste Frau der Welt sein. Ja, sie war sogar sicher, es zu sein. Niemand stand den Menschen so fern wie sie, die sie die Menschen so sehr liebte.

Vor ihr auf dem Tisch lag die ausgebreitete Tageszeitung. Ihre Augen starrten auf die fetten Schlagzeilen, ohne sie zu sehen. Draußen sank allmählich die Dämmerung herab. Im Zimmer würde es bald dunkel sein, aber Ann machte keine Anstalten, das Licht einzuschalten.

Heute hatte sie Lex Harnahan wiedergefunden, ihren um fünfzehn Jahre älteren Jugendfreund. Der ehemalige Privatdetektiv und jetzige Schriftsteller war ihr um die halbe Erde gefolgt, nur eine vage, halbverwehte Spur als dürftigen Anhaltspunkt. Und heute, als sie ihn müde und verzweifelt dicht neben sich – nur einige Tische entfernt – in

einem Café hatte sitzen sehen, war ihr Mitleid stärker gewesen als ihre Vorsätze. Sie hatte sich zu erkennen gegeben.

Das Erscheinen Lex Harnahans mußte Ann Britten bis in die Grundfesten ihrer Seele erschüttern. Nicht etwa, weil sie ihn unbewußt liebte, sondern nur deshalb, weil sein Auftauchen die Erinnerung an das wieder aufweckte, das sie längst vergessen glaubte. Würde die Jagd wissensdurstiger Forscher auf sie nun wieder beginnen? Oder würde Lex schweigen?

Sie fand keine Antwort auf ihre Fragen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als dem Wort ihres Freundes Glauben zu schenken, der ihr versprochen hatte, sie heute abend aufzusuchen und keinem Menschen zu verraten, wohin er ginge.

Sie seufzte und sah auf die altmodische Wanduhr, die unbeirrt tickte, als ginge sie das alles nichts an. Lex würde in einer Stunde eintreffen.

Eine Stunde blieb ihr noch, sich vorzubereiten. Sie mußte ihn überzeugen, daß sie recht gehandelt hatte, und das würde nicht leicht sein. Kein Mensch konnte von der Richtigkeit ihres Handelns überzeugt sein. Manchmal zweifelte sie sogar selbst.

Für sie sollte der heutige Abend eine Generalprobe sein, ein letztes Gericht in gewissem Sinne. Wenn Lex sie nicht verstand, wollte sie aufgeben. Wenn er ihr jedoch zustimmte, dann würde sie ihren Kampf weiterführen, ja, ihn erst recht beginnen. Sie mußte die Gabe, die ihr eine allwissende Natur in den Schoß gelegt hatte, nicht brachliegen lassen. Vielleicht hing sogar das Schicksal einer ganzen Menschheit von ihrem Entschluß ab.

Eine kurze oder endlos lange Stunde blieb ihr, noch einmal das Geschehen ihres siebenundzwanzigjährigen Lebens vorüberziehen zu lassen, um eine Entscheidung fällen zu können. Die Entscheidung nämlich, vor die sie das Geschick gestellt hatte.

Während der Lärm draußen abebbte und die Dunkelheit zunahm, versank für Ann Britten die Gegenwart und wurde zu einer gegenstandslosen und ungewissen Zukunft. Die Vergangenheit wurde lebendig und ergriff noch einmal von ihr Besitz.

Drei Jahrzehnte schrumpften im Strom der Zeit, wurden zu einer einzigen Sekunde. Den Anfang kannte auch Ann nur vom Hörensagen, aber er hatte sich als entscheidender Faktor so tief in ihr Gehirn eingebrannt, daß sie ihn niemals würde vergessen können.

Sie hob den Kopf und starrte gegen die Wand des in Dunkelheit getauchten Zimmers. Ihr war, als wiche diese Wand plötzlich zurück und mache einer riesigen Bühne Platz, auf der die Geschehnisse abzurollen begannen, sorgfältig von einem unsichtbaren Regisseur in die richtige Reihenfolge geordnet ...

1.

Bob Britten ließ den ganzen Tag das Telefon nicht aus den Augen. Die fieberhafte Spannung des Institutes berührte ihn kaum, da sie von seiner eigenen überlagert wurde.

Selbst die überraschende Ankunft von Professor Oberhauser konnte ihn nicht von seiner Unruhe abbringen. Er blieb weiterhin in seinem Büro und starrte auf das Telefon.

In jeder Sekunde konnte die Nachricht eintreffen, daß seine Frau die Geburt ihres ersten Kindes gut überstanden hatte – oder auch nicht.

Oberhauser leitete das Projekt Manhattan. Hier in diesem Institut waren die ersten Versuche auf theoretischer Basis erfolgt. Draußen in der weiten Wüste Mexikos war dann diese Theorie zur grausigen Wirklichkeit geworden: die erste Atombombe war explodiert.

Es hatte den Forscher Bob Britten niemals besonders berührt, an der Entwicklung einer Waffe mitzuarbeiten, wie sie furchtbarer nicht ausgedacht werden konnte. Er war Wissenschaftler und damit nur an der Beantwortung der Frage interessiert, ob Materie sich in Energie umwandeln ließ. Die Explosion dieser ersten Bombe hatte ihm diese Antwort im positiven Sinne gegeben und damit schien neuer Raum für weitere theoretische Spekulationen geschaffen. Mit einem nicht geringen Entsetzen jedoch mußte Bob Britten feststellen, daß niemand außer ihm mit dem praktischen Erfolg der bisherigen Forschungen zufrieden war. Im Gegenteil. Professor Oberhauser gab das Startzeichen zum Bau weiterer Atombomben. Und zwar im Auftrage der Regierung.

Viele Monate stand Britten zwischen reiner Wissensfreude und Pflichtgefühl. Indem er sich für ersteres entschied, fügte er sich notgedrungen dem zweiten. Er blieb im Institut und half, Projekt Manhattan zu verwirklichen.

Das Telefon schrillte.

Aber es war nur Smith, sein Assistent, mußte Bob feststellen, als er den Hörer abnahm.

„Der Alte ist in der Nebenabteilung“, berichtete er. „In

fünf Minuten wird er in Ihrem Büro erscheinen, Boß. Ich wollte Sie nur warnen.“

„Danke, Smith“, entgegnete Britten müde und enttäuscht. Er legte den Hörer schnell wieder auf die Gabel, als wolle er unter allen Umständen verhindern, daß jemand umsonst seine Rufnummer wählte. Das Krankenhaus zum Beispiel.

Als Professor Oberhauser in Begleitung einiger Herren seine Abteilung aufsuchte, vergaß er für wenige Minuten seine innere Spannung. Die Persönlichkeit des großen Gelehrten verfehlte ihre Wirkung auf Britten nicht.

„Ihre Frau erwartet ein Kind?“ wandte er sich an Bob und lächelte sanft. „Ihr Assistent Smith verriet es mir. Ich hoffe, es wird ein Junge.“

„Danke, Professor“, stammelte Britten verwirrt. Er wunderte sich weniger über die Gratulation des Professors, als über die Tatsache, daß dieser den Namen des für ihn bedeutungslosen Assistenten behalten hatte. „Ich müßte die Nachricht eigentlich jeden Augenblick erhalten.“

„Sie wird kommen, wenn es soweit ist“, erwiderte Oberhauser. Sein Gesicht wurde plötzlich ernst. „Der Geburtstag Ihres Kindes wird für spätere Generationen ein Datum sein, dessen Bedeutung sich unlöschar in die Gehirne der Menschen einprägt. Niemand wird den heutigen Tag vergessen, Dr. Britten. Niemand!“

Britten gab keine Antwort, da er beim besten Willen nicht wußte, was er sagen sollte. Der Professor mußte verrückt geworden sein, eine andere Erklärung gab es nicht. Heimlich schielte er zum Wandkalender. Er zeigte das Datum: 6. August 1945.

Oberhauser war seinem Blick gefolgt. Er lächelte plötzlich wieder. Es war ein seltsam gezwungenes Lächeln.

„Ganz richtig, Dr. Britten. Der 6. August! Ein Tag, der ein neues Zeitalter einleitet.“

Endlich löste sich die gequälte Spannung in Britten.

„Weil meine Frau ein Kind bekommt?“ stieß er heiser hervor. „Verzeihen Sie, Herr Professor, aber das glauben Sie doch wohl selbst nicht ...“

Oberhauser betrachtete die Regale mit den Tonbandkopien der einzelnen Versuchsreihen. Dann wanderten seine Augen zu den Filmspulen, von denen er wußte, daß ihre Vorführung im jetzigen Stadium eine Weltsensation bedeuten würde. Wer wußte schon um die pilzförmigen Rauchererscheinungen, die nach einem grellen Aufblitzen hoch in die Stratosphäre kletterten? Niemand.

Seine Augen lagen nun wieder auf Britten.

„Ich sagte nicht, daß die Geburt Ihres Kindes diesen Tag zu dem machen wird, der er sein wird. Ich betonte lediglich die Gleichheit des Datums. Aber denken Sie nicht weiter darüber nach und ...“

Das Telefon schrillte.

Britten ergriff den Hörer mit einer erstickten Entschuldigung und meldete sich. Sekundenlang lauschte er, dann veränderte sich sein Gesicht.

„Ein Mädchen“, sagte er, als er den Hörer niederlegte. „Meine Frau hat soeben ein Mädchen bekommen, Herr Professor. Es ist gesund.“

„Warum sollte es das nicht sein?“ wunderte sich Oberhauser. „Viel wichtiger scheint mir die Feststellung, daß die Mutter gesund ist.“

Britten war für eine Sekunde verwirrt.

„O ja, natürlich. Das ist genauso wichtig.“

Oberhauser lächelte wieder jovial.

„Kinder werden geboren – und Menschen sterben. An den meisten Tagen werden mehr Menschen geboren, als an ihm sterben. Das Bemerkenswerte an dem Geburtstag Ihrer Tochter wird sein, lieber Britten, daß an ihm diese Tatsache umgedreht wird. Heute sterben mehr Menschen, als geboren werden können ...“

Bob sah ihm wortlos nach, als er das Büro verließ. Noch einmal zog er den Kalender zu Rate, aber er fand nichts Auffälliges. Der 6. August war ein Tag wie jeder andere auch. Nur daß heute seine Frau Marry eine Tochter geboren hatte, die Ann heißen sollte. Ann Britten – ein schöner Name.

Und ein schöner Tag.

Er endete für Bob jedoch nicht so schön, wie es gegen Mittag den Anschein hatte. Nachmittags war er im Hospital gewesen und hatte mit den verantwortlichen Ärzten gesprochen. Seine ungewöhnliche Neugier war aufgefallen, aber da man ihn vom Institut her kannte, hatte man ihm auf alle seine Fragen höflich und korrekt geantwortet.

Erst als Britten sich vom Chefarzt verabschiedete, zog ihn dieser beiseite und fragte:

„Hören Sie, ich kenne Sie viel zu gut, um nicht zu wissen, daß hinter Ihren Fragen ein Sinn verborgen liegt. Wollen Sie mir nicht verraten, warum Sie mit aller Gewalt versuchen wollen, Ihrem Kind einen Erbfehler nachzuweisen?“

Das war übertrieben ausgedrückt, verfehlte aber seine

Wirkung nicht. Britten zuckte zusammen und wurde rot. Sein sonst so energisches Gesicht wirkte für Sekunden richtig verfallen. Dann aber huschte ein frohes Lächeln über seine Züge.

„Es sollte mich freuen, wenn meine Befürchtungen grundlos waren, Doktor. Und Ihre Frage ist unnötig, denn Sie selbst waren es, der meine Frau nach dem Unfall vor fünf Monaten behandelte. Erinnern Sie sich?“

„Natürlich erinnere ich mich. Sie glauben doch nicht etwa ... ?“

„Doch, das tat ich“, nickte Britten. „Marry geriet in ein Strahlungsfeld von äußerster Energie und blieb fast zwei Minuten darin. Es handelte sich um die Nachbildung der Verhältnisse, wie sie auch im freien Weltraum wahrscheinlich vorgefunden werden. Die Dosis war stark genug, schwere Veränderungen der Gene hervorzurufen. Das noch nicht entwickelte Kind in ihrem Leib konnte beeinflußt werden. Sind Sie sicher, daß das nicht geschehen ist?“

Der Chefarzt schüttelte energisch den Kopf.

„Sie können sich darauf verlassen, daß Ihre kleine Tochter genau so gesund ist wie Ihre Frau. Wir haben an beiden nichts Ungewöhnliches feststellen können.“

Nun endlich schien Britten beruhigt.

„Danke, Doktor. Ich glaube, ich werde in dieser Nacht zum erstenmal wieder ruhig schlafen können. Seit fünf Monaten litt ich nämlich unter Alpträumen.“

Britten aß in einem kleinen Restaurant, dann brachte der kleine Wagen ihn nach Hause. Leer schien ihm das vertraute Heim, aber bald würde Marry wieder bei ihm weilen. Und nicht nur Marry, sondern auch ein neugebo-

renes Mädchen, als Ersatz für die vielen anderen, die täglich starben.

Wie hatte Professor Oberhauser doch gesagt? Heute würden mehr Menschen sterben, als geboren werden könnten ...

Britten dachte über den Sinn der rätselhaften Worte nach, bis er plötzlich spürte, wie seine Knie zu zittern begannen.

Er wußte jetzt, was der Professor gemeint hatte.

Ann Britten, seine Tochter, war unter einem Stern geboren worden, den es bis heute noch nicht gegeben hatte, unter einem Stern, der an keinem Nachthimmel stand, weil er ein künstlicher Stern war, von Menschenhand geschaffen, um Menschenleben zu vernichten.

Heute war der Tag X.

Irgendwo starben heute Zehntausende von Menschen in der unvorstellbaren Hitze einer künstlichen Sonne. Irgendwo beendete die erste Atombombe den zweiten Weltkrieg ...

*

Das zweite Schuljahr begann für Ann Britten mit einem Erlebnis, das erst viele Jahre später seine Erklärung finden sollte. Heute blieb es ohne Bedeutung.

Auch dieser Tag begann wie jeder andere.

Bob Britten hatte sich rasiert und am Frühstückstisch Platz genommen. In den vergangenen sieben Jahren war der Wissenschaftler älter und seine Haare grauer geworden. Schon längst arbeitete er nicht mehr im Institut für Strahlungsforschung und Atomwissenschaft, sondern er hatte das Angebot Oberhausers angenommen und leitete für den

Gelehrten eine Nebenstelle des Forschungsamtes für Strahlungseinflüsse auf Erbeigenschaften des Menschen. Nach der Atomexplosion über Hiroshima, die am Geburtstag seines einzigen Kindes erfolgte, war er ein anderer Mensch geworden. Die heimlichen Zweifel, die ihn von Anbeginn seiner Tätigkeit verfolgt hatten, waren zur erdrückenden Gewißheit geworden. Das ideale Ziel seiner Forschung, der Menschheit eine billige Energiequelle zu verschaffen, war in den Hintergrund gerückt. Statt Energie für den Frieden schuf der Mensch Energie im Dienst der Zerstörung.

Bob Britten hatte Professor Oberhauser um eine Unterredung gebeten, damals, als Ann gerade ein Jahr alt geworden war. Die beiden Männer trafen sich im Institut, und Bob bat den Gelehrten in sein Büro.

„Sie wollten mich sprechen?“ sagte Professor Oberhauser ruhig, als er Platz genommen hatte. „Darf ich wissen, warum Sie das, was Sie mir zu sagen haben, nicht auch draußen sagen konnten? Meine Zeit ist knapp bemessen.“

„Sie meinen wohl, *unsere* Zeit ist knapp bemessen – die Zeit nämlich, die der Menschheit noch bleibt, bis die unausbleibliche Katastrophe sie auslöschen wird.“

Oberhauser verkrampfte seine beiden Hände zu Fäusten; die Knöchel traten weiß hervor. Über seine Züge huschte für den Bruchteil einer Sekunde so etwas wie ohnmächtige Verzweiflung, aber dann wurde sein Gesicht wieder glatt, und die Fäuste öffneten sich.

„Unsinn!“ sagte er, aber es klang nicht sehr überzeugend.

„Unsere Bombe tötete hunderttausend Menschen. Wieviel soll die nächste umbringen? Unsere Arbeit, einst der

Forschung zum Wohle der Menschheit gewidmet, wurde zu einem Werkzeug höllischer Kräfte, deren wir bald nicht mehr Herr sein werden. Unser Werk wird uns eines Tages unter sich begraben. Haben Sie darüber schon einmal nachgedacht, Professor?“

In Oberhausers Augen zeigte sich ein wehmütiges Lächeln.

„Natürlich habe ich das, lieber Doktor. Vielleicht habe ich noch mehr darüber nachgedacht als Sie, aber sicher kam ich zu anderen Schlüssen. Ihre Probleme waren auch die meinen, aber ich habe mich entscheiden müssen.“

„Für die Weiterarbeit? Für bessere, stärkere und wirksamere Atombomben? Für einen vollkommeneren Tod und für schnellere Zerstörung? Für die endgültige Vernichtung unserer Zivilisation?“

„Sie arbeiten an der Verteidigung Ihres Landes. Ihre Forschungen dienen auch dem Fortschritt. Und wenn es Ihnen ein Trost sein kann, so seien Sie versichert, daß die Ergebnisse Ihrer Anstrengungen letzten Endes doch zum Wohl der gesamten Menschheit bestimmt sind. Wir werden die ideale Kraftquelle entwickeln und später einmal Raumschiffe zu den Planeten entsenden, um neue Aufgaben anstelle veralteter Ideale zu setzen. Eine neue Zeit bedarf neuer Gedanken.“

„Der Gedanke ans Töten ist so alt wie die Menschheit selbst“, blieb Bob störrisch. „Ich sehe keine Notwendigkeit zur Vernichtung.“

„Wenn sie an uns herantritt, wird es zu spät sein, ihr entgegenzutreten – falls wir uns nicht vorbereiteten. Wir können dem Tod nur mit dem Tod begegnen.“

„Nicht mit dem Leben?“

Oberhauser machte eine ärgerliche Geste.

„Wir verlieren uns in sinnlosem Geschwätz. Haben Sie vergessen, warum Sie Wissenschaftler wurden?“

„Eben nicht!“ triumphierte Bob. „Ich habe es nicht vergessen und werde es auch nie vergessen. Der Drang nach Wissen und das ewige Suchen nach Antworten machten mich zu dem, was ich heute bin. Die Frage nach den letzten Dingen läßt uns allen niemals Ruhe. Es war ein innerer Zwang, dem ich nicht ausweichen konnte, ohne meine Natur zu unterdrücken. So also gab ich nach und wurde Forscher. Aber ich wurde es, weil ich in der Natur ungenutzte Geschenke und brachliegende Kräfte schlummern sah, die zu erwecken mein Ziel sein mußte. Zu spät erkannte ich den Wahnsinn meines Tuns – und nun bleibt mir nichts anderes mehr, als mein Können in den Dienst der Wiedergutmachung zu stellen. Ich wollte Sie bitten, mir dabei behilflich zu sein.“

Oberhauser schwieg lange. Er hatte den Ellenbogen des rechten Arms auf den Tisch gelegt und stützte das Kinn mit der Hand, als sei ihm der Kopf zu schwer geworden. In seinen Augen dämmerte Verständnis und so etwas wie Neid. Dann nickte er langsam und zögernd.

„Sie sind nicht der einzige Wissenschaftler, den die Ergebnisse seiner Forschungen erschrecken, obwohl Sie nur einen kleinen Anteil daran besitzen. Ich werde Ihnen helfen.“

Bob Britten atmete auf. Unwillkürlich beugte er sich vor und sah Oberhauser fest in die Augen.

„Ich habe auch einen persönlichen Grund, Herr Profes-

sor, der meinen Entschluß sicherlich beeinflußt hat. Fünf Monate vor Beendigung des Krieges geriet meine Frau in den Bereich gefährlicher Strahlung, trug aber weiter keine sichtbaren Schäden davon. Am Tage von Hiroshima wurde meine Tochter geboren. Seit einem Jahr warte ich ängstlich darauf, an ihr Erbschäden festzustellen, bisher Gott sei Dank vergebens. Aber ich betrachte die Umstände als eine Warnung, der ich nicht ausweichen darf.“

Oberhauser hatte interessiert zugehört, und nun nickte er abermals.

„Soll ich Ihnen gestehen, daß ich Sie beneide? Ja, ich beneide Sie um Ihren moralischen Grund, die Weiterarbeit aufzugeben. Kein Mensch erhielt je in seinem Leben eine ernsthaftere Warnung vom Schicksal als Sie. Glauben Sie mir, ich werde weiterarbeiten, ohne Sie und einige andere. Ich werde schlimmere und tödlichere Waffen herstellen, als die Menschheit jemals besaß, aber ich tue es nur, um die Menschheit vor einem Krieg zu bewahren. Das glaube ich, und ich bitte Sie, mir diesen Glauben nicht zu zerstören, da ich sonst zerbrechen müßte. So, nun habe ich Ihnen mein Geheimnis mitgeteilt – bitte, schweigen Sie.“

Bob Britten sah Oberhauser eine Weile wie erstarrt an, ehe er den Blick senkte. Nie in seinem Leben hatte ihm ein Mensch so leid getan wie jetzt der Professor. Er nickte.

„Niemand wird jemand von unserem Gespräch erfahren und niemand soll je wissen, daß Sie genauso ein schwacher, hilfloser und gequälter Mensch sind wie ich. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Vielleicht sagen Sie mir nun, wo ich künftig arbeiten darf.“

„Ich dachte darüber nach, und vielleicht können wir es

als eine Art Genugtuung ansehen, wenn sich mein Plan, verwirklicht. Wir haben mit unserer Arbeit eine Gefahr heraufbeschworen, die wir auch zu bannen wissen sollten. Eine der gefährlichsten Nebenerscheinungen im Rahmen der Atomforschung ist die radioaktive Strahlung – wer wüßte das besser als Sie? Ich gedenke, ein medizinisches Institut ins Leben zu rufen, dessen Aufgabe es sein soll, über die Schäden zu wachen, die radioaktive Strahlungen hervorrufen. Wären Sie bereit, die Leitung dieses Institutes zu übernehmen?“

Bob sah Oberhauser verblüfft an. Aber dann ging ein Leuchten über seine Züge und er erhob sich impulsiv, um dem Professor die Hand entgegenzustrecken.

„Wie soll ich Ihnen jemals danken? Natürlich nehme ich an, wenn Sie glauben, ich sei der rechte Mann dazu.“

„Sie sind es“, sagte Oberhauser und erwiderte den Händedruck.

Das also war vor sechs Jahren geschehen.

Schon 1947 wurde das Institut eingeweiht, und Bob Britten siedelte nach Richmond in Virginia über, wo Ann dann auch die Schule besuchte.

Das alles zog noch einmal an Bob vorüber, während er frühstückte. Seine Gedanken wurden gewaltsam unterbrochen, als Ann in das Zimmer stürmte und ihn mit dem üblichen Kuß begrüßte.

„Guten Morgen, Dad“, zwitscherte sie fröhlich und setzte sich an den Frühstückstisch. Bob schob ihr die Tasse zurecht und schenkte ihr Kakao ein. „Ich hatte einen lustigen Traum. Willst du, daß ich ihn dir erzähle?“

„Guten Morgen, mein Goldengel. Wenn ich darf, möchte

ich natürlich wissen, was du geträumt hast. Aber willst du damit nicht warten, bis Mom bei uns ist?“

„Sie weiß schon alles“, lachte Ann vergnügt. Aber dann wurde ihr Gesichtchen plötzlich ganz ernst. „Sie hat mich nämlich heute früh wieder mit dem schrecklichen, kalten Wasser gewaschen. Warum eigentlich? Im Bett werde ich doch nicht schmutzig, und erst gestern abend mußte ich baden.“

Bob verbiß das Lächeln.

„Vielleicht bist du im Traum schmutzig geworden?“ fragte er ernsthaft.

Sie hielt in ihren Bewegungen inne und betrachtete ihn erstaunt. Dann aber nahm sie einen herzhaften Schluck aus ihrer Tasse und schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist ganz unmöglich. Ich träumte von einer wunderschönen Blumenwiese und einem blauen See, in dem ich schwamm. Stelle dir vor, ich konnte schwimmen. Nein, dabei bin ich sicher nicht schmutzig geworden.“

Bob machte „Hm“ und verbarg sich hinter der Zeitung.

Marry kam und brachte die Schulmappe mit.

„Ann muß heute eine Rechenarbeit schreiben“, verkündete sie und nahm Bob die Zeitung ab, um sie neben sich auf den Tisch zu legen. „Vielleicht schafft sie es, die Beste zu sein.“

„Ich bin intelligent und stehe über dem Durchschnitt“, behauptete Ann selbstsicher. Sie mußte diesen Satz irgendwo aufgeschnappt haben; vielleicht damals, als Miß Turner, ihre Lehrerin, bei ihren Eltern zu Besuch war.

Marry drohte mit dem Zeigefinger.

„Werde nur nicht zu selbstsicher, sonst erlebst du eine

große Enttäuschung. Sei froh, wenn du nicht die Dümme bist.“

„Das ist Mabel Duncan, ich kann es also niemals werden“, versicherte Ann. „Dümmer als Mabel kann niemand sein.“

Bob seufzte und trank seinen Kaffee aus. Er erhob sich.

„Du mußt dich beeilen, wenn du mitkommen willst“, sagte er und ging aus dem Zimmer. Er nahm Ann morgens immer mit, wenn er zum Institut fuhr und setzte sie vor der Schule ab. Mittags wartete er dann wieder geduldig vor dem Portal, bis seine Tochter inmitten einer Schar quicklebendiger Mädchen das helle Betongebäude verließ und dann zu ihm in den Wagen kletterte. Es war praktisch so, daß er sich nach dem Stundenplan seines Kindes richtete.

Marry sah ihm nach, dann nickte sie Ann zu.

„Hast du gehört? Nun sprich nicht soviel, sondern iß! Dad hat wenig Zeit, du weißt das.“

Zehn Minuten darauf glitt der schwere Plymouth aus der Garage und bog in die Avenue ein, die zur Stadt führte. Stolz saß Ann neben ihrem Vater, die Mappe mit den Büchern fest an sich gedrückt.

Miß Turner schien an diesem Morgen launischer denn je zu sein. Sie begrüßte ihre Schülerinnen nur mit einem knappen Nicken ihres Kopfes, verteilte die Hefte und schrieb die Aufgaben an die Tafel. Dann zog sie sich hinter ihr Pult zurück. Dort saß sie dann, das Gesicht der Klasse zugewandt und mit strengem Blick darüber wachend, daß niemand auf den Gedanken kam, vom anderen abzuschreiben.

Ann machte sich eifrig daran, die gestellten Aufgaben zu lösen. Bereits nach einer halben Stunde klappte sie das

Heft zu und schob es an den Rand ihres Tisches. Zufrieden und sehr stolz sah sie sich um, aber niemand schien von ihrem Triumph Kenntnis nehmen zu wollen.

Ein wenig enttäuscht legte sie dann beide Ellenbogen auf den Tisch und starrte gedankenverloren auf die Tafel mit den Aufgaben. Sieben Stück waren es, und die nächste immer schwieriger als die vorangegangene. Besonders die letzte war nicht gerade einfach gewesen.

Vielleicht hatte sie diese doch nicht richtig gelöst ...

Ihr kamen plötzlich Zweifel. Vorsichtig, als täte sie etwas Verbotenes, nahm sie noch einmal ihr Heft und rechnete nach. Miß Turner warf ihr einen mißtrauischen Blick zu, vertiefte sich aber dann wieder in das Buch, das vor ihr auf dem Pult lag.

Und noch etwas anderes lag auf dem Pult. Ann bemerkte es plötzlich, und sie wußte, daß in dem blauen Heft die Lösungen der Aufgaben standen, die sie im Schweiß ihres Angesichtes nun nachrechnete.

Nein, sie konnte keinen Fehler entdecken. Selbst die letzte Aufgabe schien einwandfrei gelöst. Natürlich, Gewißheit würde erst das blaue Heft der Lehrerin geben können.

Miß Turner erhob sich plötzlich und verließ das Podest. Mit auf dem Rücken gelegten Händen wanderte sie langsam durch die Gänge zwischen den Bänken. Hier und da warf sie einen kurzen Blick in die Hefte der Schülerinnen, aber nichts in ihrem Gesicht verriet, ob sie eine falsche oder richtige Lösung entdeckt haben mochte.

Ann achtete auch nicht darauf, sondern starrte nach wie vor auf das blaue Heft auf dem verlassenen Pult. Wenn sie doch nur einen Blick hineinwerfen dürfte ...

Sie saß in der zweiten Bank, keine drei Meter von dem Pult entfernt. Vor ihr hockte Mabel Duncan und versuchte vergeblich, die Lösung der ersten Aufgabe zu bewältigen. Man konnte ihr nicht einmal dabei helfen.

Jetzt befand sich Miß Turner ganz hinten bei der letzten Reihe.

Ann sah das blaue Heft greifbar nahe vor sich und wünschte nichts sehnlicher, als es in den Händen zu halten. Ihre Augen saugten sich daran fest, als wollten sie es emporheben und zu ihr bringen. Ihre ganzen Gedanken konzentrierten sich und ...

Und dann geschah es.

Das blaue Heft bewegte sich, ohne daß jemand es anfaßte. Wie von einer Geisterhand angehoben verließ es die leicht geneigte Platte des Pultes, stieg etwa fünf Zentimeter hoch und schwebte dann auf Ann zu, als hielte diese den unsichtbaren Faden, der es heranzog.

Fassungslos sah Ann ihren Wunschtraum in Erfüllung gehen, aber die Tatsache erschreckte sie maßlos.

Das Heft war noch einen Meter von ihr entfernt und begann, sich ein wenig zu senken, als Mabel Duncan aufsaß. Sie erblickte dicht neben ihrem Kopf den haltlos schwebenden Gegenstand und stieß einen entsetzten Schrei aus. Ann zuckte unwillkürlich zusammen und schaute auf Mabel. Als sie Sekunden später das blaue Heft suchte, lag es neben ihrem Tisch auf dem Fußboden.

Miß Turner beendete abrupt ihre Überwachungstätigkeit und kam mit gestrengen Blicken nach vorn. Strafend musterte sie ihr größtes Sorgenkind Mabel Duncan.

„Was hast du denn? Na los, sprich dich aus!“

Mabel zitterte am ganzen Körper. Sie war schneeweiß im Gesicht.

„Das Heft – Miß Turner ... es hing in der Luft ...“

Die Lehrerin schüttelte unwillig den Kopf.

„Du hängst auch in der Luft, wenn du so weitermachst“, eröffnete sie dem Kind. „Welches Heft meinst du?“

Ann saß reglos und schielte hinab zur Erde, wo das so sehr Gewünschte greifbar nahe neben ihren Füßen lag. Sie brauchte nur zuzugreifen – aber sie wagte es nicht.

„Ich weiß nicht, was für ein Heft“, schluchzte Mabel. „Es schwebte plötzlich neben meinem Tisch.“

Miß Turner runzelte die Stirn.

„Was redest du für einen Unsinn, Mabel? Wie kann ein Heft in der Luft schweben? Das gibt es doch gar nicht!“

„Es ist aber wahr“, heulte Mabel los und drehte sich dann zu Ann um. „Nicht wahr, du hast es doch auch gesehen?“

Der Blick der Lehrerein wandte sich nun Ann zu.

„Nun?“ sagte sie.

Ann stand zögernd auf und suchte nach Worten. Endlich stammelte sie:

„Mabel spricht die Wahrheit. Das blaue Heft mit den Lösungen – dort auf ihrem Pult – es fiel plötzlich hier auf die Erde. Es liegt neben meiner Bank.“

Und sie bückte sich, nahm das Heft auf, hielt es einen Augenblick krampfhaft fest, als wolle sie alles darin enthaltene Wissen in sich aufsaugen, und reichte es dann der Lehrerin.

Miß Turner nahm es wortlos. Auf ihrem Gesicht zeigte sich zuerst Erstaunen, dann Unglauben und schließlich offenes Mißtrauen.

„Kannst du mir erklären, Ann Britten, wie das Heft neben deinen Platz geraten ist? Wer hat es vom Pult geholt?“

Ann begriff plötzlich, in welchen Verdacht sie geraten war. Sicher, sie hatte den Wunsch verspürt, das Heft zu besitzen, aber niemals wäre ihr eingefallen, es zu stehlen. Sie wurde rot und stand da wie mit Blut übergossen. Hinter ihr flüsterten die Mädchen, und jemand sagte laut: „Streberin!“

„Ich habe es nicht getan!“ heulte Mabel Duncan verzweifelt, obwohl niemand sie beachtete. „Ich war es nicht ...“

„Halt den Mund!“ fuhr Miß Turner sie barsch an, ehe sie Ann wieder in die Zange nahm. „Nun, willst du mir nicht die Wahrheit sagen, ehe ich dich bestrafe?“

Ann wußte, daß sie ungerecht bestraft werden würde und fühlte sich bereits als unschuldige Märtyrerin. Was konnte sie dafür, wenn eine unsichtbare Fee ihren Wunsch gehört und erfüllt hatte? Vielleicht würde Dad eine Erklärung wissen.

„Es kam einfach zu mir, Miß Turner. Meine Rechenaufgaben habe ich schon längst gelöst. Hier sind sie ...“

Sie reichte der Lehrerin ihr Heft, die es aufschlug und hineinschaute. Dann warf sie Ann einen schnellen Blick zu, ging zu ihrem Pult und verglich die Lösungen mit denen in dem blauen Heft. Endlich sah sie auf.

„Du hast alle Aufgaben richtig gelöst“, sagte sie ernst. Und als Ann den seltsamen Zwischenfall schon zu vergessen und über das ganze Gesicht zu strahlen begann, fügte sie hinzu: „Du hast also doch abgeschrieben.“ Sie wandte sich an die Klasse: „Und von euch hat niemand gesehen, wie Ann Britten das Heft vom Pult nahm?“

Das Kichern und Flüstern verstummte. Einige der Mädchen schüttelten den Kopf.

Miß Turner betrachtete Ann aufmerksam. Sie traute der niedlichen Tochter des bekannten Gelehrten keine Unehrlichkeit zu, aber diese Sache mit dem fliegenden Heft ging über ihren Verstand. Und wenn Ann das Heft wirklich nicht genommen hatte, wenn es wirklich zu ihr gekommen war ...

Unsinn! Das gab es ja überhaupt nicht!

„Wir sprechen später noch darüber“, sagte sie schließlich und legte das blaue Heft vor sich auf das Pult und setzte sich. Eine Weile betrachtete sie es mit leisem Vorwurf, dann legte sie das zweite Heft dicht daneben. Wie immer hatte Ann ihre Arbeit als erste abgegeben.

Und gerade das machte den Diebstahl noch unwahrscheinlicher.

Als Ann mittags die Schule verließ und sich von ihren Kameradinnen trennte, um in das Auto ihres Vaters zu klettern, hatte sie den Vorfall bereits vergessen.

Und Miß Turner kam auch nicht mehr auf die Sache zurück. Wahrscheinlich hatte sie Angst, sich unsterblich zu blamieren.

2.

Der 6. August 1953 begann damit, daß Bob Britten seiner Frau zuvorkam und zuerst das Kinderzimmer betrat, um seiner Tochter zum Geburtstag zu gratulieren. Ann wurde am heutigen Tage acht Jahre alt.

Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und betrachtete

das Gesicht seines Kindes. Ann schlief noch. Schweigend wartete er, bis Marry zur Tür hereinkam und sich zu ihm gesellte.

„Vielleicht sollten wir sie schlafen lassen“, meinte sie, als Bob sie fragend ansah. „Du kannst ihr immer noch heute mittag gratulieren. Jetzt in den Ferien tut ihr der lange Schlaf sicherlich recht gut.“

Er nickte.

„Vielleicht sollte ich das wirklich tun, Marry. Aber wenn du ihr verrätst, was ich ihr schenken will, wenn du mir diese Überraschung verdirbst, werde ich übers Wochenende allein zum Fischen fahren.“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Du kannst dich auf meine Verschwiegenheit verlassen“, versicherte sie ihm und erschrak, als Ann plötzlich die Augen aufschlug.

„Was ist es denn, Dad?“ fragte Ann arglos und rieb sich verschlafen die Augen. Doch dann richtete sie sich in ihrem Bettchen auf. „Ich habe ja Geburtstag heute ...!“

„Happy Birthday to you, Happy Birthday to you ...“, begann Bob mit etwas krächzender Stimme zu singen, was Ann ein verwundertes Lachen entlockte. „Meine besten Glückwünsche, möge Gott dir immer Gesundheit schenken ...“

„Bekomme ich sonst nichts geschenkt?“ fragte Ann enttäuscht und sah ihre Mutter an, als könne sie von ihr Hilfe erwarten.

„Gratuliere herzlich“, sagte Marry und streichelte ihr über die Haare. „Natürlich soll Gesundheit nicht das einzige Geschenk zu deinem Geburtstag sein; sie ist eine Ne-

bengabe, um die wir nur bitten können. Dad hat eine Überraschung für dich.“

„Was ist es denn, Daddy?“

Aber Bob Britten hatte sich bereits erhoben.

„Auf keinen Fall werde ich dir zu Ehren noch einmal ein Lied singen“, versicherte er. „Du mußt bis zum Mittagessen warten, dann wirst du es erfahren. Ich fahre heute nach dem Essen nicht mehr ins Büro, sondern feiere deinen Geburtstag. Wir alle zusammen werden ihn feiern.“

„Darf ich jemand einladen?“

Bob warf seiner Frau einen ratlosen Blick zu.

„Leider geht das nicht, Ann, weil wir fortfahren.“

Ann sprang auf und stand im Bett.

„Fortfahren? Dad auch? Wohin?“

Bob Britten hatte bereits die Tür erreicht.

„Das verrate ich noch nicht, mein Kleines. Warte bis heute mittag und quäle Mom nicht mit unnötigen Fragen. Wenn sie es dir sagt, wäre mir eine schöne Überraschung verdorben. Sei also schön brav, um so größer ist dann die Freude nachher.“

Er winkte ihr noch einmal zu und verschwand.

Der Vormittag verging für Ann wie im Fluge, und sie schien ganz vergessen zu haben, daß Daddy noch eine Überraschung für sie bereithielt. Sie spielte mit der großen, schönen Puppe, die Mom ihr geschenkt hatte, und blätterte in dem bunten Bilderbuch, wo ihr von jeder Seite freundlich dreinblickende Tiere entgegensahen.

Mittags kam Dad und verriet seine Überraschung: Er hatte sich Urlaub genommen für den Rest des Tages und den folgenden. Man würde gemeinsam zu Onkel Billys

Farm hinausfahren und bis morgen bleiben. Vielleicht sogar bis übermorgen, wenn das Wetter schön blieb.

„Zu Tante Mira und Onkel Bill!“ jubelte Ann vergnügt und fiel ihrem Vater um den Hals. „Das ist also deine Überraschung? Wie sehr ich mich freue. Wann fahren wir?“

„Nach dem Essen, mein Kind. Marry, vergiß auf keinen Fall, das Badezeug einzupacken. Sie haben einen kleinen See draußen.“

„Schon daran gedacht“, lächelte Marry und bat zu Tisch.

*

Die Farm von Marrys Bruder war ein weit ausladendes Gebäude mit vielen, kleineren Stallungen und Scheunen, umgeben von uralten Eichen und blühenden Sträuchern. Der Brunnen mitten auf dem Hof vervollständigte das Bild absoluter Unabhängigkeit von der übrigen Welt ebenso wie der auf einem hohen Mast befestigte Windgenerator, der für den notwendigen Strom sorgte. Die Flügel drehten sich träge, denn von einem Windhauch war kaum etwas zu spüren. Es war heiß und drückend.

Onkel Bill und Tante Mira erschienen in der Haustür und winkten den Gästen erfreut zu. Mit infernalischem Indianergeheul brachen aus den nahen Büschen zwei federgeschmückte Gestalten, schwangen hölzerne Tomahawks und forderten die Ankömmlinge zur bedingungslosen Übergabe auf.

Ann stieß einen schrillen Schrei aus und klopfte sich dabei in regelmäßigen Abständen auf den Mund, wodurch der

ihrer Ansicht nach echte Kriegsruf eines Apachen entstand. Noch ehe der Wagen hielt, war sie aus der Tür herausgesprungen und lief den buntbemalten Indianerboys entgegen, die sich als ihre Vettern-Zwillinge Tom und Jerry entpuppten.

Die drei Kinder bildeten bald ein unentwirrbares Knäuel miteinander raufender Gestalten, das sich erst dann entwirrte, als Ann zwischen den Beinen ihrer Cousins hindurchschlüpfte und noch zurechtkam, Onkel und Tante vor den Eltern begrüßen zu können.

„Ich habe heute Geburtstag“, verkündete sie eifrig. „Acht Jahre werde ich alt.“

„Als ob das schon etwas wäre“, mischte sich Jerry ein, der inzwischen ebenfalls herbeigekommen war. „Ich und Tom sind zusammen schon zwanzig Jahre alt.“

„Der Esel nennt sich immer zuerst“, ermahnte ihn Mira sanft.

Jerry hob die Hände, als wolle er sich entschuldigen.

„Stimmt, ich hatte es vergessen, daß der Esel zuerst genannt wird. Also Tom und ich ...“

Er unterbrach sich mit einem Schrei. Sein Bruder hatte ihm eine Pfeilspitze hinterlistig in einen gewissen Körperteil gebohrt und rannte, die Rache fürchtend, spornstreichs davon. Jerry folgte ihm mit schrillum Kriegsgebrüll.

Bob Britten lachte und gab Mira einen Kuß auf die Wange.

„Die werden sich niemals bessern“, tröstete er sie und grinste Bill listig zu. „Das Blut der Vorfahren steckt in ihnen.“

„Hältst du Bill für einen wilden Indianer?“ wunderte sich seine Schwägerin. „Ich habe nie etwas davon bemerkt.“

Bill stemmte seine Brust heraus und schob Mira wie eine leichte Puppe beiseite.

„Wenn ich böse werde, wiege ich das Doppelte“, behauptete er und stimmte in das allgemeine Gelächter ein. „Seid willkommen auf der Farm, ihr bedauernswerten Stadtmenschen. Es ist alles vorbereitet. – Und dir, liebe Ann, wünschen wir alles Gute zum Geburtstag. Die Torte wartet schon drinnen –“

Ann rannte ihn fast um, um schnell genug in das Haus zu gelangen. Verdutzt starrte Onkel Bill ihr nach, bis Mira das Rätsel löste.

„Du hast wohl vergessen, daß die Rangen ihr beim letzten Besuch den Kuchen weggefuttert haben? Dem wollte sie heute sicherlich vorbeugen.“

Wieder lachten alle. Jeder nahm ein Gepäckstück und brachte es ins Haus. Von irgendwoher aus den Büschen drang ein wehleidiges Gebrüll an ihre Ohren. Jemand mußte eine Tracht Prügel beziehen. Es würde sich niemals herausstellen, wer das war. Wenn man Tom und Jerry fragte und ihnen glaubte, gab es bei den brüderlichen Kämpfen stets zwei Sieger und zwei Besiegte.

Sie bezogen ihr gewohntes Zimmer und räumten ein, als wollten sie einige Wochen bleiben. Ann würde auf der breiten Couch Platz finden, die in der Ecke unter dem Fenster stand. Sie schlief immer dort, wenn sie auf der Farm weilte. Mit ihren beiden Vettern verband sie eine rauhe aber herzliche Freundschaft, die ihren besonderen Ausdruck darin fand, daß man sich stets und zu allen Gelegenheiten gehörig neckte.

Diesmal aber kamen die Brüder zu spät. Im Eifer ihrer

Rauferei hatten sie Ann vergessen, und als sie schließlich keuchend und zerzaust das Wohnzimmer betraten, ohne Kriegsschmuck natürlich, aber nicht gewaschen, blickte Ann ihnen triumphierend und satt entgegen.

„Ihr könnt froh sein, daß ich noch etwas von der Torte für euch übrig gelassen habe“, verkündete sie gönnerhaft. „Na, wer hat denn gewonnen?“

„Ich“, stellte Tom fest.

„Nein, ich“, behauptete Jerry ebenso sicher.

„Da ihr beide noch lebt, erkläre ich den Kampf für unentschieden“, sprach Bob Britten als unparteiischer Schiedsrichter das Urteil. „Wie wäre es, wenn ihr euch nun ebenfalls an unseren Tisch setztet? Schließlich hat Ann Geburtstag.“

Für eine Weile blieb man von den Zwillingen unbelästigt, weil diese ihre hungrigen Mägen zu füllen hatten und für nichts anderes Zeit erübrigten. Tom schob schließlich das letzte Stück Torte mit einiger Mühe in den Mund. Mit einem schnellen Blick stellte er fest, daß keine Beute mehr zu machen sei, stieß seinen Bruder an und versank gleichzeitig mit ihm hinter der Tischplatte. Für Sekunden waren sie unauffindbar, dann tauchten sie neben Anns Stuhl auf.

„Kommst du mit? Wir zeigen dir auch unsere neue Festung.“

„Ihr habt eine Festung?“ begeisterte Ann sich. „Wo?“

„Drüben am Hügel vor dem See. Wir haben sie selbst gebaut.“

Ann sah Bob Britten an.

„Darf ich, Dad?“

Er nickte.

„Du hast heute Geburtstag, mein Kind. Aber kommt nicht zu spät wieder. Im vorigen Jahr war es bereits dunkel, als ihr Ann gefesselt und geknebelt zurückbrachtet. Sie wäre uns bald erstickt.“

„Machen wir heute nicht mehr“, beruhigte ihn Jerry großmütig. „Wir sind ja schließlich schon fast erwachsene Männer und wissen, was sich Damen gegenüber gehört.“

Er verneigte sich wie ein spanischer Grande und versuchte mit einigen Kratzfüßen rückwärts die Tür zu erreichen. Fast wäre er über die Schwelle gestolpert, aber Tom hielt ihn fest. Ann lachte laut und folgte den beiden Jungen. Draußen hörte man sie wieder das Indianergeschrei ausstoßen, das sich allmählich in der Ferne verlor. Dazwischen klang das fröhliche und helle Lachen Anns.

„Eine erstaunliche kleine Gesellschaft“, wandte sich Marry an Mira. „Sie verstehen sich gut, unsere Kinder.“

„Bin nur gespannt, wie lange noch“, warf Bill ein. „Bis jetzt gerieten die Jungen immer noch aneinander, wenn ein Mädchen mit ihnen spielte. Jeder wollte sie zu seiner Squaw machen und niemand gab nach. Ann wird sich für einen von ihnen entscheiden müssen“, fügte er lachend hinzu.

Inzwischen erreichten die drei Kinder den See. Über bewachsene Feldwege waren sie den sanften Hügel hinaufgestiegen, der auf der anderen Seite das seichte Ufer bildete. Etwa zehn Meter vom Wasser entfernt störte ein gelblicher Erdhaufen das anmutige Bild der Landschaft. Ann betrachtete ihn skeptisch.

„Wer hat denn da im Dreck gewühlt? Das sieht aber nicht gerade schön aus.“

Tom und Jerry sahen sich verwundert an, dann meinte Tom:

„Keine Art der Aufrüstung ist schön zu nennen – das sagte unser Daddy auch. Wenn der Wall erst mal mit Gras bewachsen ist, wirst du anders darüber denken.“

Ann blieb stehen.

„Du willst doch nicht etwa damit sagen, daß der Haufen dort eure Festung ist? Och – die habe ich mir aber anders vorgestellt. Wo sind denn die Mauern und Zinnen?“

„Diese Weiber!“ schüttelte Jerry fassungslos den Kopf. „Was die alles von uns Männern verlangen!“

„Ein Dach wird auch noch gebaut“, erklärte Tom, als sie auf dem Lehmwall standen und in das rechteckige Verlies starrten. „Wenn es regnet, können wir dann hier in aller Ruhe den Feind erwarten. Selbst Lebensmittelvorräte werden wir anlegen, damit man uns nicht aushungert ...“

„Welchen Feind erwartet ihr denn?“ wollte Ann wissen. „Gibt es denn bei euch noch Indianer?“

„Massenhaft“, entgegnete Jerry und tat ganz so, als erlege er täglich zwei Dutzend Rothäute. „Ihr Stadtmenschen habt ja keine Ahnung, was in der Wildnis alles passiert.“

Ann wart ängstliche Blicke in Richtung der nicht weit entfernten Uferbüsche. Ihr Mut verringerte sich zusehends. Aber Tom beruhigte sie:

„Du brauchst keine Angst zu haben, Ann. Heute droht keine Gefahr, weil du Geburtstag hast. Kommt, setzen wir uns in die Burg.“

Das Loch bot ihnen gerade genug Raum, daß sie eng aneinander gedrängt auf zwei Bänken sitzen konnten.

Jerry begann zu erzählen. Er kam dabei vom Hundert-

sten ins Tausendste und log das Blaue vom Himmel herunter, so daß selbst Tom nach einer geraumen Weile einen Seufzer ausstieß und meinte:

„Nun höre aber auf; sie glaubt es sonst noch.“

Doch Jerry tat so, als sei er mit Ann allein.

„Und dann bekamen wir zum Geburtstag noch eine elektrische Eisenbahn, aber so eine, wie sie niemand auf der ganzen Welt hat. Die Schienen reichen für alle Zimmer. Und die Lok – einfach Klasse! Sie zieht fünfzehn Wagen, wenn es sein muß. Wir werden heute mit ihr spielen, nicht wahr? Du hast doch Lust?“

„Heute abend?“ murrte Ann. „Da müssen wir doch ins Bett.“

„Unsinn! Wir haben doch Ferien, da dürfen alle Kinder länger aufbleiben. Außerdem ist dein Geburtstag. Ja, das tun wir! Los, Tom! Dann müssen wir aber gleich mit dem Aufbauen beginnen, damit wir fertig werden.“

Die Burg schien plötzlich sein Interesse völlig verloren zu haben, aber Anns Frage brachte ihn doch außer Fassung. Sie wandte sich nämlich an Tom.

„Nicht wahr, ihr habt gar keine Eisenbahn? Das hat Jerry auch nur geschwindelt, so wie alles andere.“

Doch Tom nickte, ohne seinen Stolz zu verbergen.

„Und ob wir eine haben, Ann!“

Jerry sprang auf und kletterte aus der Burg, gefolgt von den anderen.

Sie schlugen ein schnelles Tempo ein und erregten in der Farm ein nicht geringes Aufsehen, weil sie ohne Lärm und viel Geschrei – und dazu noch einträchtig – in den Hof einmarschierten.

Erst als sie in der Haustür standen, drehte Tom sich um.

„Wir bauen die Eisenbahn auf“, verkündete er. „Ann will nicht glauben, daß wir eine richtige elektrische Eisenbahn haben.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwanden die drei.

Bob wandte sich an seinen Schwager.

„Ann hat sich immer schon für technische Dinge interessiert“, stellte er fest. „Es wird ihr Freude machen, mit den Jungen zu spielen. Genügt dein Stromerzeuger, die Bahn zu betreiben?“

„Meist, aber nicht immer. Wenn es dunkel wird und wir die Lichter einschalten müssen, wird die Lok streiken. Allzusehr können wir das Stromnetz natürlich nicht belasten. Besonders heute nicht, wo kaum ein Lüftchen weht. Ich schätze, sie werden die Lok so gerade zum Schleichen bringen – wenn überhaupt.“

„Das wäre schade“, bedauerte Bob ehrlich. „Ich weiß, daß Ann dann untröstlich sein wird.“

Er sah hinauf zu dem großen Windrad, das sich nur noch träge bewegte.

Im ersten Stock hatte sich inzwischen ein reges Treiben entwickelt, und es sah so aus, als wollte man die Wohnung ausräumen und auf einen Umzug vorbereiten. Tische und Stühle wurden beiseitegerückt, Schränke verschoben und der Bücherschrank seines Inhaltes beraubt. Die Teppiche wurden in einer Ecke unter der Treppe zum Dachboden zusammengerollt. Die Bücher dienten zur Errichtung mehrerer unregelmäßiger Türme, die – wie Jerry immer wieder eifrig versicherte – als Unterlage späterer Schienenbrücken zu betrachten seien.

Nachdem also sämtliche Hindernisse beseitigt waren, konnte mit dem Aufbau der sagenhaften Bahn begonnen werden, die vom Zimmer der Vettern durch den Flur in das Arbeitszimmer Onkel Bills und wieder zurück führen sollte. Die Schienen wurden ausgepackt und fachgemäß zusammengeschoben. Jerry übernahm das Legen der Strecke, von den Ratschlägen und Wünschen Anns mehr oder weniger unterstützt. Tom baute die einzelnen Bahnstationen an der Strecke auf und machte sich dann mit besonderer Inbrunst daran, bunte Indianerfiguren hinter künstlichen Büschen, Bücherstapeln und Schrankbeinen in den Hinterhalt zu legen.

Anns Sonntagskleid sah bereits aus, als habe sie es seit drei Wochen ununterbrochen an und auch darin geschlafen. In ihren Augen leuchtete die Begeisterung über das neue und ihr unbekannte Spiel. Sicher, Mabels Bruder besaß auch eine elektrische Eisenbahn, aber die Schienen reichten gerade, einen kleinen Kreis zu bilden, auf dem die Lok mit den drei Wagen langweilig dahinkroch. Da war Toms und Jerrys Eisenbahn schon etwas anderes.

Und die Brüder waren sich dessen sehr wohl bewußt.

„So eine Bahn hat niemand auf der Welt“, wiederholte Jerry seine Behauptung.

Ann nickte gläubig.

„Wie kommt es eigentlich, daß sie läuft?“ fragte sie.

Jerry setzte sich aufrecht hin. Seine Füße waren unter dem Leib verschränkt, und mit dem Rücken lehnte er gegen den Schreibtisch des Vaters.

„Das weißt du nicht?“ wunderte er sich. „Wir haben es aber in der Schule gelernt. Sie läuft mit Elektrizität.“

„Was ist das?“

Jerry machte ein wichtiges Gesicht.

„Elektrizität ist eine Kraft, die – eine Kraft, die aus Wasser entsteht ...“

„Unsinn!“ mischte Tom sich ein. „Wasser treibt Turbinen an, und dann erst entsteht Elektrizität.“

„Ist ja auch egal“, wehrte Ann allzu komplizierte Erklärungsversuche ab. „Ich will ja nur wissen, warum sie damit läuft.“

„Warum?“ machte Tom und schien zu überlegen. „Warum – das weiß ich eigentlich auch nicht. Du, Jerry?“

Der Bruder machte eine vage Geste.

„Ich weiß es schon, aber es wird für Ann zu kompliziert sein. Sie würde es jetzt doch nicht verstehen.“

Er legte einen neuen Schienenstrang quer über eine wilde Schlucht, die von zwei Bücherstapeln gebildet wurde. Tom hatte endlich den richtigen Hinterhalt für seine Indianer gefunden und vollendete sein dramatisches Werk, das noch viel aufregende Kämpfe versprach. Er sah auf.

„Bei uns aber wird Elektrizität nicht von Wasser, sondern durch Wind gemacht. Unter dem Windrad ist ein Kasten, in dem sich ein Dynamo befindet. Das hat Vater selbst gesagt.“

Ann war es egal, wo der Strom herkam, der die Bahn antrieb, für sie war nur wichtig, daß die Schienen bald lagen, damit das Spiel beginnen konnte.

Dreißig Minuten später war es soweit, und die Lok setzte sich ohne ihre Wagen langsam in Bewegung und kroch den ersten Berg hinan, um dann – schneller werdend – auf der anderen Seite wieder hinabzurollen.

Tom sah aus dem Fenster.

„Das Rad dreht sich kaum. Schneller wird sie nicht laufen. Und wenn sie unten das Licht aufdrehen, ist es ganz aus.“

„Wir haben bei uns so viel Elektrizität ... so viel Strom, wie wir wollen“, behauptete Ann enttäuscht. „Er hört nie auf.“

„Bei uns eben nicht“, sagte Jerry ärgerlich. „Wenn kein Wind geht, haben wir auch keinen Strom, und die Bahn läuft nicht. Doch es reicht ja, wenigstens die Lok laufen zu lassen. Spielen wir eben nur mit der Lok.“

Und das wurde ganz amüsant – auch ohne die Wagen.

Der Ruf zum Essen unterbrach das Spiel. Aber erst als Onkel Bill unten das Licht einschaltete und die Lok prompt mitten in der Fahrt stoppte, weil der notwendige Strom abgezapft wurde, entschloß man sich zum Aufbruch.

Ann war bereits vorausgeeilt, denn ihre Lieblingsspeise, süß eingemachte Früchte und Pudding, machten selbst die schönste Eisenbahn zu einem unwichtigen Nichts.

Morgen blieb noch genug Zeit.

*

Dieser neue Morgen brachte für die Kinder zunächst eine Enttäuschung. Noch bevor die Zwillinge sich entschließen konnten, aus dem Bett zu steigen, stürzte Ann mit wehendem Nachthemd zu ihnen herein.

„Das elektrische Rad steht still, weil kein Wind weht. Wir können heute nicht spielen.“

Jerry zog die Decke bis zum Kinn hoch.

„Vielleicht ist nach dem Frühstück Wind“, hoffte er, „Und nun verschwinde, wir wollen aufstehen.“

Aber auch nach dem Frühstück war kein Wind. Nicht der leiseste Hauch regte sich, und das Rad stand still, als sei es an dem Mast mit Nägeln angeschlagen. Die Zwillinge machten sich nicht viel aus diesem Umstand; da die Eisenbahn nichts Neues für sie war, ertrugen sie die Enttäuschung ungleich leichter als Ann.

Als Bob Britten vom Angeln zurückkehrte, brachte er einige kleinere Fische mit, die seiner Geduld zum Opfer gefallen waren.

„Komme ich zu spät?“ erkundigte er sich, als er am Tisch Platz nahm, nachdem er seine Beute pflichtgemäß in der Küche abgeliefert hatte. „Ich hätte noch stundenlang angeln können. Es wird heiß heute.“

„Und kein Wind!“ warf Ann maulend ein.

„Wenn ich mich nicht täusche, gibt es heute noch ein Gewitter“, prophezeite Onkel Bill. „Hoffentlich regnet es nicht wieder so wie im Juli. Wir dachten damals, die Farm würde überschwemmt.“

Ann lauschte noch eine Weile den Reden der Erwachsenen, dann fragte sie, ob sie aufstehen dürfe. Ohne sich um die Zwillinge zu kümmern, stürmte sie nach draußen, um erneut festzustellen, daß kein Wind aufgekommen war.

Resigniert machte Ann kehrt und ging ins Haus zurück. Auf der Diele begegnete sie Tom.

„Wir gehen zur Burg – du kommst doch mit?“

Ann schüttelte den Kopf.

„Nein“, lehnte sie eigensinnig ab. „Ich will mit der Eisenbahn spielen!“

Und sie ließ Tom stehen, um zum ersten Stock emporzusteigen. Der Junge blickte ihr verblüfft nach, zuckte die Schultern und setzte sich in Bewegung, um Jerry zu folgen, der bereits vorangegangen war.

Oben im Arbeitszimmer des Onkels hatte sich Ann inzwischen auf dem Boden niedergelassen und starrte in stummer Verzweiflung die leblose Lokomotive an, die sich nicht von der Stelle rühren wollte. Ihre kindliche Seele befand sich in einem nie gekannten Aufruhr; alles in ihr bäumte sich gegen das Schicksal auf, das sie dazu zwang, diese einmalige Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen zu müssen.

Da stand es nun, das chromblitzende Wunder aus Metall, auch in der Bewegungslosigkeit noch schön und faszinierend. Ihre Blicke saugten sich an den winzigen Rädern fest, blieben auf den silbernen, zierlichen Stangen haften.

Wenn sich die Lok doch wenigstens nur ein ganz kleines bißchen bewegen würde ...

In Anns Gehirn hatte kein anderes Problem mehr Platz. Es gab nichts, an das sie noch hätte denken können. Ihre geistigen Fähigkeiten, nichts als Sehnsucht und Wunsch, konzentrierten sich auf die Lokomotive, und es schien, als habe sie leicht angeruckt.

„Der Wind!“ lachte Ann fröhlich auf. „Der Wind ist endlich gekommen! Nun hat meine liebe Lokomotive Strom. Laufe, liebe Lok, laufe ...“

Die Lok setzte sich langsam in Bewegung, rollte gehorsam den ersten Bücherberg hinauf, glitt an der anderen Seite wieder hinab und erreichte in der Ebene eine beachtliche Geschwindigkeit.

Ann sah nur die Lok. Ihre Augen ließen die Maschine nicht mehr los, und es sah so aus, als bildeten sie eine imaginäre Fernkontrolle.

*

Unten im Wohnzimmer schob Onkel Bill gerade ein halbes Brötchen in den Mund, als ihm das Geräusch auffiel. Langsam ließ er die Hand mit dem Brötchen wieder sinken.

„Nanu? Ich habe gar nicht bemerkt, daß Wind aufgekommen ist. Vielleicht gibt es dann doch keinen Regen.“

Und er holte nach, was er versäumt hatte. Diesmal verschwand das Brötchen endgültig. Bob Britten nickte.

„Stört es euch eigentlich nicht, immer nur auf den Wind angewiesen zu sein, wenn ihr Strom benötigt? Also ich weiß nicht, ich könnte mich auf die Dauer nicht daran gewöhnen.“

„Wir benötigen am Tage praktisch überhaupt keinen Strom“, belehrte ihn Mira. „Und abends – lieber Gott, da tut es im Notfall auch die Petroleumlampe.“ Sie lächelte ihrem Schwager freundlich zu und befaßte sich mit ihrer Kaffeetasse.

„Mich wundert nur“, stellte Marry fest, „daß Ann mit der Eisenbahn umgehen kann. Tom und Jerry sind doch zum See gegangen. Sie muß also allein oben sein. Hoffentlich kann nichts passieren. Man hört doch so oft ...“

„Keine Sorge, Marry“, beruhigte sie Bill. „Die Spannung ist zu gering, um Schaden verursachen zu können.“

Eine Weile schwiegen sie, während zu ihren Häuptern das gleichmäßige surrende Geräusch der laufenden Eisenbahn zu hören war.

Runde für Runde, immer und immer wieder ...

Bis Bob Britten plötzlich zufällig aus dem Fenster hinaus auf den Hof sah, den Generatormast erblickte und seine Augen mechanisch an ihm emporwandern ließ.

Und dann wurden seine Augen unnatürlich starr.

„Merkwürdig“, sagte er, zu seinem Schwager gewandt. „Wirklich sehr merkwürdig. Oder hast du noch eine Batterie angeschlossen, die den überflüssigen Strom speichert?“

„Wie kommst du denn darauf?“ wunderte sich Bill.

„Weil“, sagte Bob Britten langsam, „draußen nicht der geringste Windhauch weht und das Rad vollkommen unbeweglich ist. Darum!“

Einige Sekunden herrschte bestürztes Schweigen, nur von dem Surren und gelegentlichen Kreischen der Eisenbahn über ihnen unterbrochen. Dann stieß Bill hervor:

„Unmöglich!“

Er beugte sich vor, um aus dem Fenster sehen zu können.

Das Windrad stand still. Kein Blatt in den nahen Bäumen regte sich. Ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich einer schützenden Glocke gleich über die erstarrte Welt.

Bill ließ sich zurückfallen und lauschte nach oben. Dann erhob er sich.

„Das kann ich mir nicht erklären“, sagte er und ging aus dem Zimmer. Sie hörten ihn die Treppe emporsteigen. Bob stand auf und folgte ihm. Oben im Flur stand Bill neben dem Lichtschalter. Während er auf die dahinsausende Eisenbahn starrte, schaltete er das Licht ein. Die Birne blieb dunkel.

Weiter schritten sie, bis sie Ann sehen konnten.

Das Mädchen hatte ihr Kommen nicht sofort bemerkt. Mit Augen, in denen das Glück und die Freude leuchteten, verfolgte es die Lok, auf dem Boden sitzend und die Hände in den Schoß gelegt. Erst das ungläubige Aufstöhnen ihres Onkels brachte Ann in die Gegenwart zurück.

Sie erschrak, sah dem Onkel und ihrem Vater in die Augen.

In der gleichen Sekunde jedoch rollte die Bahn aus und hielt an. Niemand hatte etwas berührt.

Das Schweigen lastete wie etwas Bedrückendes auf den drei Menschen, bis Ann sagte:

„Ich wollte spielen – und auf einmal lief sie.“

Sie legte die Mienen der beiden Männer falsch aus und fürchtete, einen Tadel zu erhalten. Aber ihr Vater nickte nur.

„Schon gut, Ann.“ Und zu seinem Schwager gewandt, setzte er hinzu: „Vielleicht ein Windstoß, den wir nicht bemerkten.“

Langsam stieg er wieder zum Erdgeschoß hinab. Ann erhob sich zögernd, drückte sich an Onkel Bill vorbei und lief ihm nach.

„Ihr seid doch nicht böse?“ begann sie zu weinen. „Ich habe doch nichts kaputt gemacht.“

„Schon gut, mein Kind“, tröstete Bob sie und legte ihr die Hand auf den Haarschopf. „Schon gut. Niemand macht dir einen Vorwurf. Zu schade, daß der Wind wieder nachgelassen hat. Wirklich zu schade ...“

Oben aber starrte Bill mit erneuter Fassungslosigkeit auf den Transformator und die bewegungslose Lokomotive, neben der ein Kabel lag.

Die Zwillinge hatten es gewohnheitsgemäß aus der

Steckdose gezogen. Zwischen Bahn und Stromzufuhr bestand überhaupt nicht die geringste Verbindung.

3.

Neun lange Jahre geschah nichts, das dazu angetan wäre, Bob Britten geheime Befürchtungen zu bestätigen. Seit jenem bis heute ungeklärten Vorfall auf der Farm seines Schwagers war er nicht mehr zur Ruhe gekommen. Mit Besorgnis hatte er das Heranwachsen Anns beobachtet und befürchtet, die einmal gezeigte Fähigkeit ihres Gehirns, Einfluß auf Materie auszuüben, würde sich wiederholen oder gar heranbilden. Aber anscheinend blieb jenes Ereignis eine Zufallserscheinung.

Ann Britten war ein junges, hübsches Mädchen geworden, um dessen Gunst sich die Jünglinge in der Tanzstunde bewarben.

Ann lächelte heimlich über die Anstrengungen ihrer vielen Verehrer, kaum daß sie begann, ihre wirklichen Absichten bewußt zu begreifen. Und dann kam sogar der Zeitpunkt, wo sie diese Absichten zu verachten und zu hassen begann – aber nicht sehr lange.

So lange nämlich nur, bis ihr Lex Harnahan begegnete.

Es war reiner Zufall.

Ihre Eltern hatten sie mit ins Theater genommen und danach in ein Restaurant, wo man noch eine Kleinigkeit aß und sich bei einem Glas Wein erfrischte.

Zurückgelehnt saß Bob Britten in seinem Stuhl.

„Es ist recht voll heute“, bemerkte er kauend. „Wo mögen nur die ganzen Leute herkommen?“

„Die Ausstellung lockte viele Besucher herbei“, klärte seine Frau ihn auf. „Sie kommen aus allen Staaten.“

„Ausgerechnet nach Richmond“, schüttelte Bob den Kopf, als sei er mit dem Zustrom der Fremden nicht besonders einverstanden. „Es war eine so nette, ruhige Stadt.“

„Ewig wird es ja auch nicht dauern“, beruhigte ihn Marry. „Außerdem haben wir nichts damit zu tun.“

Jemand machte sich hinter Bobs Stuhl an den Kleiderhaken zu schaffen und suchte seinen Mantel. Ann betrachtete ihn flüchtig und beobachtete mehr im Unterbewußtsein, wie der Fremde sich bemühte, seinen Ulster abzunehmen, ohne das Durcheinander der abgehängten Kleidungsstücke noch mehr zu verwirren. Endlich gelang es ihm, nachdem er unter vielen Entschuldigungen einen herabgefallenen Hut wieder auf den Haken hing.

Bob knurrte etwas und sah ihm nach.

„Er hat mich zweimal angerempelt“, knurrte er. „Besonders höflich sind diese Fremden gerade nicht.“

„Du bist ungerecht“, entgegnete Marry mit einem Seitenblick auf Ann. „Wenn du so weitermachst, wird Ann menschen-scheu.“

„Was hat denn das nun wieder damit zu tun? Im übrigen schadet es nichts, wenn Ann Fremden gegenüber vorsichtig ist. Sie ist nun in dem Alter ...“

Bob sprach nicht weiter, denn er wurde abgelenkt. An der Eingangstür entstand ein Tumult. Lautes Reden über-tönte das gewohnte Gemurmel und brachte dieses zum Schweigen. Nur noch die Stimmen zweier Männer blieben hörbar. Jeder vermochte sie sehr deutlich zu verstehen.

„Ich habe es genau gesehen“, sagte jetzt der Mann im

Sportanzug, der einen anderen am Mantelaufschlag festhielt und so verhinderte, daß er sich entfernen konnte. „Sie haben dem Herrn dort drüben am Tisch die Briefftasche gestohlen.“

Das Schweigen wurde womöglich noch vollkommener. Niemand sprach ein Wort. Von irgendwoher eilte der Geschäftsführer herbei.

„Das ist eine Lüge!“ sagte der Mann im Ulster, den Bob jetzt wiedererkannte. „Ich werde mich beschweren.“

„Reden Sie keinen Unsinn!“ herrschte der Fremde im Sportanzug ihn an. „Manager, rufen Sie die Polizei an. Na, los schon, beeilen Sie sich!“

Der Geschäftsführer nickte verwirrt und verschwand in der Telefonzelle.

Inzwischen untersuchten nervöse Männerhände alle vorhandenen Taschen. Aber niemand vermißte seine Briefftasche. Man atmete erleichtert auf.

„Du solltest auch mal nachsehen“, riet Marry. „Er hat hinter dir gestanden, als er seinen Mantel anzog.“

Bob nickte geistesabwesend. Nicht im Traum dachte er an die Möglichkeit, jemand könne ihm etwas aus der Brusttasche geholt haben, ohne daß er es bemerkt hätte. Fast automatisch griff er zur Briefftasche und machte kein sehr geistreiches Gesicht, als er die Hand leer zurückzog. Verblüfft betrachtete er sie.

Ann handelte instinktiv.

Sie sprang auf und eilte an den voll besetzten Tischen vorbei bis zur Tür. Der Mann im Ulster wehrte sich immer noch, aber der eiserne Griff des anderen vereitelte jeden Fluchtversuch.

„Es ist die Brieftasche meines Vaters“, erklärte sie.

Die Hände des Fremden, der in seiner lässigen Manchesterhose so gar nicht in dieses vornehme Restaurant paßte, wanderten blitzschnell und gekonnt durch die Taschen des Gestellten.

„Ist es diese hier, gnädiges Fräulein?“

„Ja, ich kenne sie genau. Mein Vater besitzt sie schon viele Jahre – da kommt er schon.“

Bob Britten war herbeigeeilt. Sein Gesicht zeigte neben der immer noch nicht abgeklungenen Verblüffung eine gewisse Verlegenheit. Es war ihm peinlich, so in aller Öffentlichkeit als unfreiwilliger Schauspieler aufzutreten. Und dazu noch in einer nicht gerade angenehmen Rolle.

„Meine Papiere beweisen es“, knurrte er böse, ohne seine Dankbarkeit verbergen zu können. „Der Kerl muß sie mir gestohlen haben, als er hinter mir stand. Ich verstehe das nicht.“

„Niemand kennt die Tricks der Gauner“, beruhigte ihn der Fremde und machte eine kleine Verbeugung. „Mein Name ist Lex Harnahan. Ich bin Detektiv. Im übrigen ist es reiner Zufall, daß ich den Vorfall beobachtete.“

„Britten“, erwiderte Bob die Vorstellung. „Meine Tochter Ann.“

„Sehr angenehm“, machte Lex eine zweite Verbeugung, diesmal zu Ann gewandt.

Ann wurde rot, aber ihr Vater half ihr aus der Verlegenheit.

„Darf ich Sie an unseren Tisch bitten, Mister Harnahan?“ fragte er, als er die Brieftasche zurückerhalten hatte. „Sie ahnen ja nicht, wie dankbar ich Ihnen bin.“

„Zuerst übergebe ich diesen Galgenvogel der Polizei – sie fährt gerade vor. Bis gleich.“

Draußen ertönte die wohlbekannte Sirene, harte Schritte polterten über dämpfende Teppiche, aber dann war auch der Manager schon herbei und schob Harnahan und seine Beute hinaus auf den Flur. Im Lokal blieb noch eine Weile alles still, aber dann setzte das Gemurmel wieder ein. Der Vorfall wurde diskutiert, und an die fünf Minuten blieb der Tisch Britzens Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit. Dann aber verlor sich das Interesse, so daß Harnahan fast unbeachtet herbeikommen und sich nach abermaliger Vorstellung setzen konnte.

„Hat man ihn verhaftet?“ wollte Bob wissen und füllte Lex' Glas. „Sicher wird man mich als Zeugen vernehmen.“

Lex nickte.

„Das wird sich kaum vermeiden lassen, Mister Britten. Aber nun möchte ich Sie bitten, das Vergangene zu vergessen. Sie verderben sich sonst den restlichen Abend.“

„Wir wollten gerade aufbrechen“, gestand Marry. „Zu Hause ist es viel netter.“

„Wir mögen diese lärmenden Lokale nicht“, bestätigte auch Bob und nickte. „Sie sehen ja selbst, was einem dabei passieren kann. Wären Sie nicht gewesen ...“

„Es ist mein Beruf, die Augen offenzuhalten.“

„Sie sind Detektiv?“

„Ja, aber nebenbei schreibe ich noch Romane. Man ernährt sich damit recht mühsam.“

Lex Harnahan mochte an die siebenundzwanzig Jahre alt sein, vielleicht auch dreißig. Er hatte ein gebräuntes, offenes Gesicht, scharfe Augen und dunkles, welliges Haar.

Ann beobachtete ihn mit scheuem Interesse. Sie war sich dieses Interesses natürlich nicht bewußt, aber sie fühlte, daß Lex Harnahan ihr gefiel und verspürte den Wunsch, ihn wiederzusehen.

Marry bemerkte nichts von alledem.

„Kommen Sie noch mit zu uns“, lud sie den Schriftsteller und Detektiv ein. „Da haben wir Ruhe – und eine gute Flasche Wein.“

Bob erhob sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Ich begleiche die Rechnung, Mister Harnahan. Inzwischen sind Sie sicherlich so freundlich, meinen Damen in die Mäntel zu helfen. Ich bin gleich zurück.“

So also gelangte Harnahan in die Wohnung der Britzens.

Und so lernte er Ann kennen, dieses wunderbare Mädchen, das ihm noch so viele Rätsel aufgeben sollte.

*

Lex Harnahan wurde regelmäßiger Gast bei den Britzens.

Zuerst empfand Bob die neue Bekanntschaft als harmlose Abwechslung, aber es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß seine Tochter Ann den Besuchen mit stets steigender Nervosität und schließlich unverhohlener Freude entgegenseh. Sie vernachlässigte die Schule dabei keineswegs und bereitete sich auf ihr medizinisches Studium vor, aber das Wochenende gehörte einzig und allein Lex Harnahan.

Bob hatte nichts gegen den Detektiv, dessen Beruf ihm interessant und aufregend schien, obwohl er es bei weitem nicht war. Als er den ersten Roman des jungen Mannes ge-

lesen hatte, stieg seine Hochachtung sogar beträchtlich, aber wenn er an die gemeinsamen Ausflüge seiner Tochter mit Lex dachte, wurde ihm ein wenig ungemütlich zumute.

Besonders heute.

Es war Samstagvormittag, und Marry kümmerte sich um das Mittagessen. Lex hatte sich für 12 Uhr angemeldet. Die Sonne schien, und kein Wölkchen verriet eine Wetteränderung.

Ann saß neben ihrem Vater auf der Veranda. Schon lange bemerkte er, daß sie etwas auf dem Herzen hatte und versuchte, es loszuwerden. Mit keiner Geste half er ihr.

Aber je näher die Mittagszeit heranrückte, desto unruhiger wurde Ann. Endlich sagte sie:

„Lex und ich – wir wollten eigentlich schon heute fort-fahren. Nach Red Creek Forest.“

Bob Britten rührte sich nicht.

„Recht hübsche Strecke“, meinte er gleichgültig. „Da habt ihr kaum Zeit, euch den Naturpark anzusehen, wenn ihr vor Mitternacht zurück sein wollt.“

„Wir wollten uns aber den Park recht gründlich anschauen. Lex schreibt einen neuen Roman – und er spielt dort.“

Sie nahm einen zweiten Anlauf.

„So? Und wie macht ihr das? Fliegen?“

„Nein, mit dem Auto, natürlich. Wir dachten, du würdest uns erlauben – weißt du, es gibt nette und nicht sehr teure Hotels dort. Dann hätten wir den ganzen Sonntag zur Verfügung. Morgen abend wären wir früh zurück.“

Bob schwieg. Er hatte die Augen geschlossen und atmete gleichmäßig weiter, als habe er ihre Worte nicht verstanden. Ann wartete geduldig. Jetzt war es heraus und nicht

mehr ungeschehen zu machen. Entweder er sagte zu oder aber ...

Er öffnete seine Augen und betrachtete sie forschend. In seinem Blick war ein Suchen, als erwarte er etwas ganz Bestimmtes zu finden. Schließlich sagte er leise:

„Du bist erst siebzehn Jahre alt, Ann. Es schickt sich nicht für ein so junges Mädchen, allein mit einem Mann in der Gegend herumzufahren. Und erst recht schickt es sich nicht, mit ihm irgendwo zu übernachten. Fahrt morgen früh und kommt abends zurück. Da habt ihr drei oder vier Stunden Zeit in Red Creek.“

Sie hatte kaum eine andere Antwort erwarten dürfen.

„Vielleicht irrst du dich in Lex, Dad. Er würde niemals etwas tun, was ich nicht wollte. Ich hoffe, du verstehst mich auch ohne viel Worte.“

„Ich verstehe sehr gut, meine Tochter. Nur frage ich mich, was du tun und was du nicht tun möchtest. Darauf kommt es doch wohl an, nicht wahr – wenn er so ist, wie du behauptest.“

„Er ist so!“ wich sie der indirekten Frage aus. „Ich habe mich so auf dieses Wochenende gefreut. Ich war noch nie in Red Creek, aber die Wälder und Seen sollen herrlich sein.“

„Sie sind es auch am Sonntag“, beharrte Bob auf seinem Standpunkt.

Marry Britten war unbemerkt auf die Veranda gekommen und hatte die letzten Sätze gehört.

„Red Creek?“ dehnte sie. „Ihr wollt nach Red Creek?“

„Lex und Ann wollen einen Ausflug machen – über das Wochenende“, erklärte ihr Bob ein wenig ärgerlich. „Ich

kann nicht zulassen, daß unsere Tochter über Nacht wegbleibt.“

„Warum nicht?“ wunderte sich Marry.

Bob hob die Hände und ließ sie wieder sinken.

„Das fragst du noch, Marry? Ann ist viel zu jung, um mit einem fremden Mann so einfach in irgendeinem Hotel zu übernachten, womöglich noch in einem Doppelzimmer!“

„Daddy!“ warf Ann empört ein.

Ihre Mutter lächelte flüchtig und zwinkerte ihr zu. Mit ernster Stimme sagte sie dann:

„Aber Bob, dein Gedächtnis läßt erheblich nach. Haben sich die Zeiten so geändert? Hast du unsere Eltern erst um Erlaubnis gefragt, als du mich einfach mit dir nahmst? Und – haben wir unseren Entschluß jemals bereuen müssen?“

Das Heraufbeschwören alter Erinnerungen war Bob in Gegenwart seiner Tochter sichtlich unangenehm. Er begann zu schwanken in seinem Entschluß, die Debatte mit einem kategorischen „Nein!“ zu beenden – und dieses Schwanken besiegelte seine endgültige Niederlage.

Bob knurrte und schloß die Augen. „Macht, was ihr wollt.“

Marry nickte Ann zu.

„Jetzt schmolzt er, weil er nicht recht behalten hat. Aber er beruhigt sich auch wieder. Wann wollt ihr fahren?“

Ann sprang aus dem Liegestuhl und fiel der Mutter um den Hals.

„Danke, Mom. Allein hätte ich es kaum geschafft. Ich danke dir. Du weißt ja nicht, welche Freude du mir gemacht hast.“

„Doch“, erwiderte Marry und warf ihrem Mann einen schnellen Blick zu, in dem Liebe und Erinnerung lag. „Ich weiß es sehr gut. Darum half ich dir ja.“

Bob öffnete die Augen.

„Und was ist mit mir?“ machte er sich bemerkbar. „Bin ich vielleicht schon so unwichtig geworden, daß man mich übersieht?“

Das wiederum fand Ann nicht, und nur mühsam konnte sich Bob der töchterlichen Zärtlichkeiten erwehren.

Er begann auf einmal, Lex Harnahan zu beneiden und wußte plötzlich, was der wahre Grund seiner anfänglichen Ablehnung gewesen war.

Und darüber ärgerte er sich derart, daß ihm später nicht einmal das Essen richtig schmeckte.

Während Ann später der Mutter in der Küche half und die Reisevorräte einpackte, saßen Bob Britten und Lex noch bei einer Zigarette zusammen und plauderten über die nebensächlichsten Dinge, wie etwa das Wetter oder die Politik.

Dann, als Ann in ihr Zimmer hinaufeilte, um sich umzuziehen, wechselte Bob urplötzlich das Thema.

„Ann ist sehr jung“, sagte er ohne Übergang.

Lex konnte nur nicken, mehr nicht.

„Und Sie sind zweiunddreißig, nicht wahr?“

„Ja, gerade geworden.“

„Ein ziemlicher Unterschied, finden Sie nicht?“

„Sicher, Sie haben natürlich recht, Mister Britten, aber wir verstehen uns nun einmal gut. Man sollte nicht immer danach urteilen, wie groß der Altersunterschied ist. Ann und ich sind gute Freunde.“

„So?“ machte Bob. Dann nickte er sinnend und fügte hinzu: „Hm.“

Damit wußte Lex nichts anzufangen, wenigstens redete er sich ein, daß Mister Brittens „hm“ keineswegs Zweifel andeuten sollte. Geduldig wartete er, bis der andere weiter sprach.

„Mein Kind ist noch sehr jung, Mister Harnahan. Ich hoffe, Sie begreifen, welche Verantwortung ich Ihnen aufbürden muß. Nutzen Sie ihre Unerfahrenheit nicht aus. Ann ist verliebt, mehr nicht.“

„Glauben Sie wirklich, daß Ann nur verliebt ist?“ Lex hoffte sehnlichst, jemand würde kommen und ihre Unterhaltung stören. „Meinen Sie nicht, es könnte ernster sein, vielleicht wirkliche Zuneigung? Ich glaube es schon, Mister Britten – und Sie sollten Ihre Tochter besser kennen.“

Bob zog die Augenbrauen hoch.

„Sie nehmen sie ernst? Sie bestärken sie in ihren Ansichten? Ich hätte Sie für vernünftiger gehalten, Harnahan.“

„Sie sollten Ann besser kennen“, wiederholte Lex mit Überzeugung. „Aber vielleicht wäre es besser, wir überlassen die endgültige Lösung dieses Problems der Zeit. Nur sie kann uns Gewißheit geben. Inzwischen seien Sie völlig beruhigt, Mister Britten. Ich würde niemals etwas tun, das ich nicht auch mir selbst gegenüber verantworten könnte.“

„Sie müssen es auch den Eltern gegenüber verantworten können“, schränkte Bob seine Freiheiten weiter ein. „Und ganz besonders Ann gegenüber. Ich vertraue Ihnen, Harnahan, und nur aus diesem Grunde lasse ich Sie mit Ann fortfahren.“

Ganz rein konnte Lex' Gewissen nicht sein, aber er ent-

schuldigte sein bisheriges Verhalten mit der Gewißheit, Ann aus ganzem Herzen zu lieben und sich auch ihrer Liebe absolut sicher zu sein.

*

Sie saßen an einem stillen See. Rings von Felsen eingeschlossen, bildeten scharfe und steile Klippen seine Ufer, die wie gemauerte Steinwände in die grüne Dämmerung der Ungewißheit versanken. Etwas dieser unheimlichen Ungewißheit teilte sich auch den Bäumen mit, die vereinzelt aus den Felsspalten wuchsen und wie spitze Nadeln in die Höhe stachen. Nur oben war ein Stück des blauen Himmels zu sehen, eingerahmt von kantigen Gipfeln und schwankenden Baumspitzen.

Ganz dicht über dem See saßen sie auf einer schmalen Felsplatte. Hinter ihnen führten natürliche Stufen zu einem kleinen Plateau, auf dem der Weg zum Park begann. Vor ihnen fiel die Platte steil hinab in den See. Keine zwanzig Zentimeter unter ihnen kräuselte sich die grüne Oberfläche.

Ein reiner Zufall hatte sie dieses paradiesische Plätzchen finden lassen, das in seiner unwirklichen Schönheit an ein Märchen erinnerte. Selbst die Sonne gelangte bis hierher, wenn auch nur für wenige Stunden.

Ann lehnte mit dem Rücken gegen den Felsen. Sie hielt die Augen geschlossen und schien durch die Lider hindurch die Sonne zu betrachten, die sich allmählich den Baumwipfeln näherte. Es war sehr heiß.

Lex hockte neben ihr. Er starrte hinab in das gläserne Grün des Wassers, als suche er etwas in der unbestimmba-

ren Tiefe. Nur wenige Meter weit drang der Blick und konnte die gezackte Wand erkennen, dann aber wurde es dunkel.

Gedankenlos nahm er ein Steinchen und ließ es ins Wasser fallen. Es schwankte, während es sank – und dann war es verschwunden. Die unergründliche Tiefe hatte es verschluckt.

„Es ist“, sagte Ann leise, „als seien wir die einzigen Menschen auf der Welt.“

Er nickte.

„Wir sind es, Ann. Hier an dieser Stelle der Welt sind wir allein. Selten nur findet jemand den Weg hierher.“

Sie sah ihn an. „Ich möchte aber an einem Ort sein, wo niemand hin kann – außer uns.“

„Eine einsame Insel im Ozean“, lächelte er nachsichtig. „Das wünschen sich alle Verliebten. Und wenn sie dann dort sind, sehnen sie sich zurück nach der Welt mit all ihren Sorgen und Problemen.“

„Ich sicher nicht, Lex. Niemals. Mit dir würde ich dort glücklich sein können. Für immer.“

Sinnend betrachtete sie den Ring, den Lex ihr gestern geschenkt hatte. Es war ein wunderbarer, breiter Goldreif, in den drei winzige Perlen eingelassen waren.

„Ist der Ring nicht zu groß?“ fragte er.

„Ein wenig.“

„Verliere ihn nur nicht.“

Sie schüttelte den Kopf.

„So groß ist er nun wieder nicht. Du hast mir mit dem Ring eine unvorstellbare Freude bereitet, Lex.“

Sie hatte den Ring vom Finger genommen und drehte

ihn in der Hand. Er beobachtete sie aufmerksam. Wie schön sie war, wie jung und wie liebevoll. Selbst in seinen kühnsten Träumen hatte er nicht gewagt, sich ein solches Mädchen als das seine vorzustellen.

„Der Ring also macht dich glücklich?“ vergewisserte er sich. Und als sie nickte, sagte er: „Und weil er dich glücklich macht, bin ich es ebenfalls.“

Er zog sie an sich und küßte sie.

Ihr spitzer Schreckensschrei ließ ihn zurückfahren.

Ann saß auf dem flachen Stein, die Augen entsetzt aufgerissen. Ihr Blick bohrte sich in das grüne Wasser des Sees, als wolle er den Grund erreichen, der so unendlich tief unter der trügerischen Oberfläche lag.

Lex folgte ihrem Blick und sah, wie ein blitzender, goldener Gegenstand langsam in die Tiefe sank.

Seine Augen suchten Anns Hände.

Sie waren beide zu Fäusten verkrampft, aber jetzt öffneten sie sich.

„Der Ring!?“ fragte er bestürzt. „Du hast den Ring ins Wasser fallen lassen? Wie konnte das geschehen?“

Sie waren leer.

„Ich vergaß ihn – für eine Sekunde. Als du mich küßtetest.“

Sofort befahl ihm Schuldgefühl.

„Du kannst nichts dafür, Liebes. Ich werde dir einen neuen besorgen – noch in der nächsten Woche.“

„*Diesen* Ring, Lex, gibt es nicht noch einmal.“

„Aber – das ist doch Unsinn! Natürlich ist es nicht der gleiche Ring, aber er sieht genauso aus.“

„Ich will aber diesen Ring wiederhaben, Lex. Er bedeutet mir alles. Er ist das Wahrzeichen unserer Liebe.“

Er zuckte die Schultern.

„Der See ist tief, vielleicht sogar dreißig oder vierzig Meter an dieser Stelle. Niemand wird den Ring heraufholen können.“

„Aber ich will den Ring zurück!“

Sie sagte es mit eigensinniger Stimme. Lex ahnte die Bedeutung eines *ersten* Geschenkes mehr, als er von ihr wissen konnte. Seine Gefühle schwankten zwischen stolzem Glücklichein über Anns Besitzerfreude und ärgerlicher Verwunderung über ihren Starrsinn. Mein Gott, der Ring ließ sich ersetzen!

Was wußte er davon, was Ann dieser erste Ring bedeutete?

„Ich kann dir nicht helfen“, sagte er brüsk. Innerlich teilte er ihren Schmerz, aber er war zu stolz, das zuzugeben. „Wir hätten vorsichtiger sein sollen.“

Sie gab ihm keine Antwort.

Immer noch starrte sie auf die Stelle, an der ihr Ring verschwunden war. Ihre Augen saugten sich an der kaum bewegten Oberfläche fest, und ihr ganzer Schmerz eilte dem in der Tiefe versunkenen Schatz nach. Wie ein unsichtbarer und endlos langer Arm griff ihr Unterbewußtsein in das schwarze Nichts hinab.

Sie *sah* den Ring – und sie sah ihn doch nicht.

Ihr Blick durchdrang die trennende Mauer des Wassers und die darin herrschende Dunkelheit. Nichts mehr hatte in ihren Gedanken Platz als der Ring.

Sie sah den Ring nun wirklich!

Und er bewegte sich. Langsam begann er zu schwanken und zu steigen. Immer höher kam er und löste sich aus dem

Dunkel der Tiefe, kletterte – kleine Kreise ziehend – zur Oberfläche empor. Das Wasser wurde heller, der goldene Schein des Rings strahlender und heller.

Lex wunderte sich, daß er keine Antwort erhielt. Eine Weile starrte er geistesabwesend auf die nahen Felsen, dann wandte er sich Ann zu, um weitere Worte des Trostes zu finden. Aber als er ihre unbeweglichen Augen auf einen bestimmten Punkt gerichtet sah, folgte er ihrem Blick.

Nur zu natürlich schien es ihm, daß Ann auf die Stelle schaute, an der ihr Ring verschwunden war. Er hätte es nicht anders gemacht, auch wenn er wußte, ihn nicht zurückholen zu können.

Und dann sah er etwas Unglaubliches.

Genau unter ihm schimmerte etwas durch das Wasser, verdrängte das dunkle Grün mit einem goldenen Schimmer, wurde heller und deutlicher und kam näher.

Lieber Gott! Das war doch nicht möglich!

Rex verharrte für Sekunden und fühlte, wie seine Haare sich sträubten. Er war jeder Bewegung unfähig, bis der aufstrebende Ring die Oberfläche erreichte.

Ohne das Wunder begreifen zu können, handelte er doch blitzschnell und kurz entschlossen.

Er drehte sich um, legte sich flach auf den Bauch und griff mit beiden Händen in das kalte Wasser. Unter dem schwebenden Ring schlossen sie sich zu einer Schale und kamen langsam hoch.

Der Ring schwamm nun auf dem Wasser, als habe er kein Gewicht.

Er *hatte* kein Gewicht!

Erst als Lex die Hände, immer noch zur Schale ge-

schlossen, aus dem Wasser zog und sich aufrecht hinsetzte, kehrte das Gewicht plötzlich zurück. Schnell sank er die wenigen Zentimeter hinab und blieb auf der Handfläche liegen.

Lex fühlte sein Gewicht.

Es geschah in der gleichen Sekunde, in der Ann einen erstaunten Ruf ausstieß und sich vorbeugte. Ihre Augen hatten die Starre verloren und ihr Verstand arbeitete wieder normal. Das heiÙe Sehnen wurde zur ungläubigen Verwunderung.

„Der Ring!“ keuchte sie. „Er ist aus der Tiefe gestiegen.“

Lex ließ das Wasser ablaufen, nahm den Ring, betrachtete ihn mit scheuen Blicken und legte ihn dann auf den Felsen, genau zwischen sich und Ann. Dann sah er sie an.

„Wie ist das möglich?“ fragte er mit spröder Stimme.

Sie nahm den Ring auf und hielt ihn dicht vor ihre Augen. Es war unzweifelhaft der gleiche Ring, der vor wenigen Minuten ins Wasser gefallen und versunken war. Obwohl schwerer als Wasser, war er nun wieder an die Oberfläche gestiegen.

Eine Unmöglichkeit.

Mit einem ungewissen Lächeln streifte sie ihn auf den Finger.

„Gott hat meine Bitte erhört“, antwortete sie leise.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, Ann. Du hast etwas gemacht, das den Ring gegen alle Naturgesetze handeln ließ.“

„Ich weiß doch nicht, warum es geschah, Lex. Ich habe darum gebetet, daß der Ring zu mir zurückkehren möge – und er kehrte zurück. Ich will überhaupt nicht wissen, war-

um er es tat, wichtig ist nur, daß ich ihn wiederhabe. Warum fragst du nach Dingen, die ich selbst nicht weiß?“

Er schüttelte den Kopf.

„Was hast du getan, dieses Wunder Wirklichkeit werden zu lassen? Hast du nur gebetet?“

„Quäle mich doch nicht so, Lex, bitte nicht. Ich weiß es nicht. Ich habe nichts getan. Nur gebetet.“

„Mit Beten allein ...“, begann Lex, aber dann schwieg er. Er schwieg sehr plötzlich und verdutzt.

Ein ungeheurer Verdacht stieg in ihm auf, aber er wagte es jetzt nicht, ihn auszusprechen. Vielleicht wußte Ann nicht einmal davon.

Er beschloß, mit ihrem Vater darüber zu reden.

„Vielleicht wollte Gott uns ein Wunder zeigen“, flüsterte Ann und legte ihre Hand auf seinen Arm. Sie spürte, daß er zitterte, als fröre ihn. „Ein Wunder, um uns zu zeigen, daß er uns helfen wird.“

„Es gibt keine Wunder, die sich nicht erklären lassen“, lehnte Lex diese Auslegung rundweg ab. „Jedes sogenannte Wunder findet bei näherer Untersuchung seine Erklärung. Hier aber kann es keine Erklärung geben. Bist du dir darüber klar, daß allein dein Wille, den Ring wieder zu besitzen, seine Schwerkraft aufgehoben und ihn zurückgebracht hat?“

„Wieso Schwerkraft?“

„Ich kann dir das jetzt nicht auseinandersetzen, es wäre zu kompliziert. Wir werden später darüber sprechen. Bitte, laß uns nun gehen und den Vorfall vergessen. Ich werde verrückt, wenn ich weiter darüber nachdenke.“

Erst Stunden später begann Ann zu begreifen, was geschehen war, und erst jetzt regte sich in ihr das Verlangen, eine Erklärung dafür zu finden. Doch Lex verstand es immer wieder, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. Er wollte sie nicht beunruhigen. Außerdem ließ sich ohne gründliche Nachforschung in Anns Vergangenheit nichts Bestimmtes sagen.

Lex fuhr später fast schweigsam. Seine Augen waren auf die Fahrbahn gerichtet, als erwarteten sie jeden Augenblick ein Hindernis, das plötzlich aus dem Nichts auftauchen könnte. Ann saß neben ihm, dicht an ihn geschmiegt und ihn dabei hin und wieder mit liebevollen Blicken betrachtend. In ihren Augen war eine glückselige Zärtlichkeit, die er mehr fühlte denn sah. Er spürte förmlich, wie ihre Augen ihn streichelten, und er wußte, daß jenes Fremde, das an diesem Vormittag zwischen sie getreten war, durch ihre unendliche Liebe langsam wieder verdrängt wurde.

Trotzdem dachte er über dieses Fremde nach.

Unzweifelhaft war noch vor Stunden etwas geschehen, das sich mit natürlichen Maßstäben niemals messen ließ. Jeder, der von diesem Vorfall erfuhr, würde ungläubig den Kopf schütteln und sie einer Sinnestäuschung bezichtigen.

Und doch hatte er das Unglaubliche selbst erlebt!

Als Schriftsteller war es seine Aufgabe, auch den unerklärlichsten Dingen nachzugehen und ihre Ursache zu erforschen. Sein erster Roman hatte ein historisches Ereignis behandelt; bei den Quellenhinweisen war er auf Schilderungen gestoßen, die ihn den Kopf hatten schütteln lassen.

Wie abergläubisch man früher doch gewesen war. Hexenzauber und Gotteswunder standen oft so dicht nebeneinander, daß man sie nicht zu unterscheiden wußte. Natürlich ließen sich derartige Schilderungen damit erklären, daß damals die Berichterstattung ungenau und unzuverlässig sein mußte, da das geschriebene Wort eine Seltenheit war. Von Mund zu Mund getragen, ändern sich die Tatsachen, werden verstümmelt oder gar umgewandelt. Was dann am Schluß herauskommt, ist etwas ganz anderes als die ursprüngliche Schilderung des ersten Augenzeugen.

Doch auf einmal erschienen nun Lex diese Wundermärchen in einem ganz anderen Licht. Hatte er nicht selbst heute ein solches Wunder geschaut? Und würde ihm jemand dieses Wunder jemals glauben?

Nagender Zweifel fraß an seinem Herzen. Sein nüchterner Verstand suchte nach der Erklärung, aber er fand sie nicht. Vielleicht sollte er da ansetzen, wo andere Menschen ihre Nachforschungen mit einem kategorischen „Das gibt es eben nicht!“ beendeten.

Er entsann sich jener Forscher, die sich mit noch unentdeckten Funktionen des menschlichen Gehirns befaßten. Parapsychologie hieß es wohl, dieses große, neue und heiß umstrittene Wissensgebiet.

Er hatte nicht viel darüber gelesen, nur gelegentlich einen kurzen Artikel oder eine Abhandlung in wissenschaftlichen Zeitschriften. Trotzdem verspürte er immer einen unbewußten Unwillen darüber, daß der Laie in seinen Entgegnungen die Parapsychologie mit der Astrologie in einen Topf zu werfen und damit lächerlich zu machen versuchte. Lex hielt die Theorie, daß nur ein geringer Prozentsatz des

menschlichen Gehirns voll aktionsfähig sei, für absolut wahrscheinlich. Und zwar aus einem ganz einfachen Grund.

Der Mensch der Urzeit besaß nachweisbar eine wesentlich geringere Intelligenz als der heutige Mensch. Die Gehirnmasse jedoch war annähernd die gleiche geblieben. Woher also stammte die zusätzliche Denkfähigkeit? Sie mußte doch schon damals vorhanden gewesen sein und hatte lediglich brachgelegen. Erst die Weiterentwicklung hatte die einzelnen Regionen langsam und nur sehr zögernd aufbrechen und tätig werden lassen. Jeder logisch denkende Mensch mußte sich also fragen: sollte diese Fortentwicklung mit dem heutigen Tag zu Ende sein?

Lex verneinte diese Frage, und er verneinte sie sehr überzeugt. Die fortschreitende Technik würde immer höhere Anforderungen an das menschliche Hirn stellen, und es würde diesen Anforderungen gewachsen sein müssen, sollte es nicht mit der Menschheit zu Ende gehen. Bisher jedoch hatte die Natur es immer verstanden, den Menschen seiner Umgebung anzupassen, ihn intelligenter werden zu lassen, wenn es notwendig schien. Also mußten mit der Zeit auch die schlummernden Fähigkeiten erwachen, aktiv werden und in das Geschehen eingreifen.

Ab und zu geschah das.

Es geschah aber nur sehr vereinzelt und zumeist unerkannt.

Jemand träumte und erlebte im Unterbewußtsein ein Ereignis, das sich erst Tage oder Wochen später abspielte. Er sah in die Zukunft, ohne es zu wissen. Und später, wenn dieses Traumerlebnis Wirklichkeit wurde, hielt er es für

einen merkwürdigen Zufall. Nie hätte er sich getraut, von seinem Erlebnis ernsthaft zu berichten.

Oder ein anderer empfängt mit Hilfe eines nur halb schlummernden Sektors seines Gehirns die Gedanken eines ihm nahestehenden Menschen. Oft über große Entfernungen und mit verblüffender Deutlichkeit. Er vermag sogar zu „sehen“, was der andere in diesem Augenblick tut. Oder sie sprechen miteinander und stutzen nur oberflächlich, wenn beide in der gleichen Sekunde genau das gleiche denken und sagen.

Fast unbewußt, als wolle er sich seiner Schweigsamkeit wegen entschuldigen, nahm Lex die rechte Hand vom Steuer und streichelte Anns Haar. Für ein oder zwei Sekunden sah er in ihre Augen und erkannte in ihnen das unendliche Vertrauen und die grenzenlose Liebe. Dann aber kehrten seine Gedanken zurück zu dem, was ihn so sehr beschäftigte.

Es gab Telepathie, daran konnte kein Zweifel bestehen. Aber sie wurde von verantwortungslosen Gauklern als Gedankenlesen demonstriert und so in den gleichen Verruf gebracht, wie die Astrologie mit wesentlich mehr Berechtigung. Die wenigen wirklichen Beobachtungen in dieser Richtung gingen unter im Strudel der Betrugsaffären.

Der Mensch besitzt Fähigkeiten, die er einmal in Jahrhunderten benötigen wird, will er sich selbst überleben. Bisher her er es verstanden, sich die fehlenden Eigenschaften durch komplizierte Mechanismen zu ersetzen, aber auch hier zeichnet sich die Grenze bereits deutlich ab. Eines Tages reicht die Technik nicht mehr aus, das Fehlende zu ersetzen. Und dann wird die Natur eingreifen und die schlummernden Zellen wecken.

Wäre das nicht der Fall, gäbe es keine Weiterentwicklung der Menschheit. Und bisher gab es sie.

„Woran denkst du?“ fragte Ann plötzlich. „Ich würde nicht versuchen, dem Unerklärlichen auf die Spur zu kommen. Nicht wahr, du willst wissen, warum der Ring leichter als Wasser wurde und warum er zu mir zurückkam?“

Ruckartig wandte er ihr den Kopf zu.

„Woher weißt du, was ich denke?“

Sie lächelte ihn zärtlich an.

„Woran solltest du sonst denken, Lex? Ich sehe es dir doch an. Vergiß den Vorfall und denke, ich hätte den Ring niemals verloren. Versuche es wenigstens.“

Lex nickte und fragte:

„Wann werden wir den Eltern sagen, daß wir heiraten wollen?“

Ann schwieg für Sekunden. Sie betrachtete Lex forschend, aber sein Gesicht verriet nicht mehr, woran er dachte.

„Ich weiß es nicht – sie werden kaum zustimmen. Wenigstens nicht, bevor ich achtzehn geworden bin. Solange bin ich für sie ein Kind, das seine Entscheidungen nicht allein zu fällen vermag. Ein Jahr werden wir mindestens warten müssen.“

„Du sagst es so, als seist du damit zufrieden.“

„Ich bin es nicht, aber ich weiß auch, daß ein Aufbegehren sinnlos wäre. Dad hat seine Grundsätze, und die können wir niemals ändern. Und in diesem Fall wird Mom ihm beistimmen. Sie meinen es nur gut mit mir.“

„Darum kann ich ihnen auch nicht böse sein. Wir müs-

sen Geduld haben – und die haben wir, weil wir uns lieben.“

Es dunkelte bereits, als sie vor dem Elternhaus Anns hielten. Sie nahmen die Sachen gleich mit, Lex verschloß den Wagen und dann standen sie vor der Haustür. Marry Britten öffnete.

„Da seid ihr ja endlich“, lauteten ihre ersten Worte und Lex vermeinte, einen leichten Vorwurf in ihnen zu spüren. „Dad hat sich schon Sorgen gemacht.“

„Das war überflüssig“, sagte Lex und reichte ihr die Hand. „Ich bringe Ihnen Ihre Tochter wohlbehalten zurück. Es war ein herrliches Wochenende.“

„Ihnen glaube ich das gern“, lächelte Marry. „Und was sagst du dazu, Ann? Hat es dir ebenfalls gefallen?“

„Wie kannst du nur fragen, Mom. Wäre ich sonst mitgefahren?“

„Man weiß es nie vorher“, sprach Mom eine Wahrheit sehr gelassen aus und schritt voran. „Beruhigen wir Dad.“

Aber Dad schien gar nicht so beunruhigt, wie angekündigt worden war. Er saß hinter einer aufgeschlagenen Zeitung halb versteckt und man sah nur seinen Kopf. Fast gleichgültig blickte er auf, streifte Ann mit einem kurzen, forschenden Blick und sagte dann, mehr zu Lex gewandt:

„Sie hatten Glück mit dem Wetter.“

Natürlich spielte er nur Theater, denn Lex war sicher, daß er sich so seine Gedanken gemacht hatte.

„Wenn Engel reisen ...“, begann Lex, aber er wurde von Bob Britten unterbrochen, der sich eine entsprechende Bemerkung doch nicht verkneifen konnte.

„Na, na, ob das mit den Engeln so stimmt!“

Ann wurde tatsächlich rot und überbrückte ihre Verlegenheit damit, indem sie zu ihm lief und ihm einen Kuß auf die Stirn drückte.

„In meinem Alter“, seufzte ihr Vater schwer, „muß man sich damit abfinden, daß junge Mädchen einen nur auf die Stirn küssen. Da haben Sie es besser, Mister Harnahan.“

„Lex ist auch nicht du, Dad“, erklärte Ann und fügte hinzu: „Wir haben einen Mordsappetit. Hoffentlich habt ihr etwas übrig gelassen.“

„Natürlich haben wir das“, verkündete Anns Mutter, die nach ihnen das Wohnzimmer betreten hatte. „Ich bringe gleich einige belegte Brote – das ist am einfachsten. Dazu trinken wir eine gute Flasche Wein. Ann, du kannst sie aus dem Keller holen.“

Während des Essens erzählten sie von ihren Abenteuern, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß sie absolut nicht alles erzählten. Zum Beispiel wurde das Erlebnis mit dem Ring völlig ignoriert. Und verschiedenes andere.

Als aber Bob Britten schließlich „So, so“ machte und gedankenvoll nickte, wußten Ann und Lex, daß er sie auch so verstanden und ihr Verhältnis ohne viel Worte akzeptiert hatte.

Ann half ihrer Mutter beim Abräumen und Spülen. Für eine Viertelstunde blieben Bob Britten und Lex allein.

Ohne viel Umschweife schnitt letzterer das Thema an, das ihm so am Herzen lag.

„Heute vormittag ist etwas Seltsames geschehen, Mister Britten, und ich habe mir lange überlegt, ob ich es Ihnen erzählen soll oder nicht. Vielleicht glauben Sie mir nicht, was ich Ihnen nicht einmal übelnehmen könnte. Aber viel-

leicht wird Ihnen das Geschehene auch nicht sonderlich merkwürdig vorkommen, wenn Sie ähnliches schon früher an Ann beobachteten.“

Auf Brittens Stirn war eine steile Falte erschienen. Lex vermeinte, etwas wie ängstliche Erwartung in seinen Augen zu lesen.

Fließend und ohne zu stocken berichtete Lex das Erlebnis am Bergsee. Noch einmal zogen jene Minuten an ihm vorüber, in denen er an seinem eigenen Verstand zu zweifeln begann und glaubte, am hellichten Tag zu träumen.

Als er geendet hatte, herrschte für fast eine Minute völliges Schweigen im Zimmer. Endlich raffte sich Bob Britten zu einer Antwort auf. Sie war kurz und prägnant. Fast hätte sie Lex vom Stuhl geworfen.

„Ich habe derartiges schon lange erwartet.“

Lex starrte ihn erschrocken an.

„Sie haben es erwartet? Sie haben erwartet, daß Ihre Tochter ein Wunder vollbringt? Denn es war ein Wunder, Mister Britten, und mit dem normalen Verstand nicht zu erfassen.“

„Eben“, nickte Britten langsam. „Mit dem normalen Verstand. Wenn wir einen Verstand unnormal nennen, so bedeutet das meist: zu wenig Verstand. Wie also wollen wir eine ausgeweitete Funktion des Gehirns bezeichnen, die zweifellos in schon mehreren Fällen nachgewiesen wurde?“

„Sie versetzen mich in Erstaunen, Mister Britten“, gab Lex zu. „Es scheint, als hätten Sie sich mit den Problemen der Parapsychologie bereits eingehend befaßt. Warum?“

„Ich will es Ihnen sagen, Harnahan. Ich weiß, Sie wer-

den mich eines Tages fragen, ob ich Ihnen meine Tochter zur Frau geben will, und darum müssen Sie die ganze Wahrheit wissen. Ich weiß nicht, ob gerade heute der rechte Tag dafür ist, aber da Sie mit dem Thema begonnen haben ...“ Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er sinnend fort, als grabe er in seinem Gehirn nach den alten Erinnerungen: „Als Kind von acht Jahren brachte Ann einmal eine elektrische Eisenbahn zum Laufen, obwohl überhaupt kein Stromanschluß vorhanden war. Einzig und allein ihr Wille, entsprungen aus dem heißen Wunsch, mit der Bahn zu spielen, setzte diese in Bewegung. Ich muß wohl damals genauso fassungslos gewesen sein wie Sie heute, um so mehr bewundere ich Ihre Haltung. Lange dachte ich über diesen Vorfall nach und versuchte, ihn mir zu erklären. Dabei stieß ich auf die Schriften von Professor Prexler. Sie werden ihn kennen?“

„Ich las einiges von ihm, glaubte aber nie, jemals im Leben dem existierenden Beweis seiner Theorien zu begegnen.“

„Ann ist dieser Beweis, und wahrscheinlich würde Prexler ganz aus dem Häuschen geraten, wenn er von Anns Fähigkeiten wüßte. Doch, um ehrlich zu sein, ich hielt das damalige Vorkommnis für einen Zufall, hervorgerufen durch eine mentale Mutation, die an sich keine war, weil sie vorüberging. Ich sehe, ich habe mich getäuscht. Ann ist nicht normal.“

„Ich würde das nicht sagen, Mister Britten. Ihre Tochter ist genauso normal wie jeder andere Mensch, dem ich begegnete. Sie ist sogar außerordentlich intelligent.“

„Auch Genies sind nicht normal.“

„Sicher, Sie haben recht. Der Begriff ‚normal‘ ist aber relativ.“

„Sehr richtig. Aber um auf Ann zurückzukommen. Sie haben mir etwas erzählt, das mir die Gewißheit gibt, während ich bisher an einen Zufall glaubte. Ann besitzt also zweifellos außerordentliche Fähigkeiten, wie sie vielleicht einmal der Mensch der Zukunft ganz normal besitzen und gebrauchen wird. Sie ist nichts als eine Mißgeburt, oder – um es weniger hart auszudrücken – eine Mutation. Ich beginne zu ahnen, daß jene Umstände eine entscheidende Rolle spielten, die sich vor ihrer Geburt ereigneten.“

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen.“

„Das können Sie auch nicht, Mister Harnahan. Meine Frau wurde während ihrer Schwangerschaft durch einen Unfall einer starken Dosis harter Strahlung ausgesetzt. Sie erlitt dabei keinen geistigen oder körperlichen Schaden, anscheinend jedoch das im Wachstum begriffene Kind. Gewisse Partien des Gehirns müssen beeinflußt worden sein, bildeten sich überdurchschnittlich aus und treten unter gewissen Bedingungen in Erscheinung. Anders kann ich es mir nicht erklären.“

Lex hatte mit steigender Spannung zugehört.

„Ich glaube, da haben wir die gesuchte Erklärung“, verkündete er triumphierend. „Es gibt viele solcher unterentwickelten Partien in unserem Gehirn; sie sind zwar da, aber sie schlummern und treten niemals in Funktion. Im Unterbewußtsein vielleicht, im Traum. Da vermag der Mensch alles. Er kann Gedanken lesen, er kann fliegen und die Schwerkraft aufheben, er ist sogar fähig, mit Hilfe seiner Gedankenkraft entfernte Gegenstände zu bewegen.“

„Telekinese“, nickte Bob Britten.

„Das ist es! Telekinese! Aber – trauen Sie das Ihrer Tochter wirklich zu?“

„Wie ist es sonst zu erklären, daß sie eine Eisenbahn in Bewegung setzte oder einen goldenen Ring vom Grunde eines Sees zur Oberfläche emporsteigen ließ? Sie berührte weder das eine noch das andere. Nur ihr Wille, ihr konzentrierter Wille, beeinflusste die Materie. Reine Telekinese, nichts weiter.“

„Nichts weiter?“ machte Lex verwundert. „Sie sagen es so, als handele es sich um etwas Alltägliches.“

„So hört es sich nur an. Ich bin nur erleichtert, die Erklärung für ein Phänomen gefunden zu haben, das auch weiterhin ein solches bleiben wird. Denn niemand wird uns eine endgültige Antwort geben können.“

Lex schüttelte langsam den Kopf.

„Professor Prexler könnte es“, sagte er dann.

Bob Britten sah überrascht auf.

„Drücken Sie sich deutlicher aus, Mister Harnahan. Was haben Sie vor? Wollen Sie etwa zu diesem Prexler gehen und ihn aufklären? Wollen Sie meine Tochter zum Gespött der Leute machen, sie zu einer Jahrmarktsfigur werden lassen?“

Lex bekämpfte seine Verlegenheit.

„So meinte ich es nicht, Mister Britten. Wie könnte ich Ann das antun? Aber wir wollen doch Gewißheit, nicht wahr? Wir wissen heute noch nicht, wie sich ihre Fähigkeit weiter entwickeln wird und was daraus resultieren kann. Unter Umständen kann daraus eine Gefahr für sie selbst entstehen, von der wir heute noch nichts ahnen. Außerdem

bedeutet Ann in jedem Fall – darüber müssen wir uns klar sein – für einen Forscher wie Prexler ein Studienobjekt, das der menschlichen Erkenntnis dient. Nach wie vor ist unser Gehirn ein Geheimnis. Je mehr wir von ihm wissen, desto schneller kann die Entwicklung voranschreiten.“

„Sie hätten Anwalt werden sollen“, meinte Britten. „Fast vermögen Sie auch mich zu überzeugen. Wäre Ann nicht meine Tochter, ich würde Ihnen zustimmen. Aber so kann und darf ich es nicht. Niemals werde ich zugeben, daß Ann zum Versuchskaninchen erniedrigt wird. Ich glaubte bisher, Sie lieben meine Tochter.“

„Natürlich liebe ich sie. Aber das schließt nicht aus, daß sie ihre überdurchschnittlichen Eigenschaften der Forschung zur Verfügung stellen sollte.“

„Sie wird eines Tages selbst darüber entscheiden müssen“, beendete Bob Britten abrupt das Thema. Man sah ihm an, daß er jetzt nicht weiter darüber sprechen wollte. Vielleicht benötigte er Zeit, seinen Standpunkt zu überdenken und vielleicht eines Tages zu revidieren.

4.

Vier Jahre später waren Lex und Ann immer noch nicht verheiratet. Ihr Verhältnis war in das merkwürdige Stadium des passiven Abwartens getreten. Jeder wünschte eine Änderung, aber keiner hatte den Mut, sie herbeizuführen. Es war, als hofften sie auf ein äußeres Ereignis, das ihnen die Entscheidung aus der Hand nahm.

Einmal nur kam Lex auf das Erlebnis in Red Creek zu sprechen und forderte Ann auf, mit ihm zu Professor Prex-

ler zu gehen, dem wohl bekanntesten Spezialisten auf dem Gebiet der transzendentalen Wissenschaften.

„Wir müssen doch wenigstens versuchen, eine Erklärung zu finden“, war sein Argument, als sie ablehnte. „Nur wenige Menschen erleben bewußt den Durchbruch jener Fähigkeiten, die im Gehirn des Menschen schlummern. Du würdest der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst erweisen und ...“

„Ich bin kein Versuchskaninchen, Lex, und ich will es auch niemals werden. Sie würden mich von Institut zu Institut reichen und überhaupt nicht mehr herauslassen. Man hat davon doch schon genug gehört. Oder sie lachen uns einfach aus, was mir lieber wäre. Kein ernsthafter Mensch kann daran glauben, daß ich übersinnliche Kräfte besitze.“

„Hast du es nicht bewiesen?“

Sie schwieg. Dann nickte sie zögernd.

„Selbst wenn es so wäre, so will ich nicht, daß jemand davon erfährt.“

Er sagte sehr langsam:

„Ich habe mit Professor Prexler darüber gesprochen – ohne deinen Namen zu nennen, natürlich. Er sagte, ich solle dich mal zu ihm bringen.“

„Du hast mir das schon einmal mitgeteilt, es ist nichts Neues.“

„Ich war eben ein zweites Mal bei ihm, denn die Sache läßt mir keine Ruhe. Warum kommst du nicht mit? Dann wissen wir Bescheid und haben unsere Ruhe.“

„Nein!“

Und dabei blieb es. Lex rührte das Thema nicht mehr an,

obwohl er entschlossen war, eine Entscheidung herbeizuführen.

Er suchte Prexler ein drittes Mal auf.

Der Professor, ein alter Herr mit weißen Haaren, Vollbart und einem gütigen Gesicht, empfing ihn sofort. Er saß hinter seinem breiten Schreibtisch und deutete auf den Sessel davor.

„Setzen Sie sich, bitte, Mister Harnahan. Ich habe Ihren Fall nicht vergessen und bedauere außerordentlich, daß Sie auch heute allein zu mir gekommen sind.“

„Die Dame weigert sich, zu einem Ausstellungsobjekt gemacht zu werden. Sie fürchtet, die Aufmerksamkeit der sensationslüsternen Presse auf sich zu lenken. Ich kann ihre Einstellung verstehen, aber auf der anderen Seite wartet der wissenschaftliche Fortschritt.“

„Viele Menschen halten nichts von meinen Forschungen“, gab Prexler zu. „Das kommt aber nur daher, weil sie zu wenig davon verstehen. Alles Nichterklärliche ist eben in ihren Augen Unsinn – dabei wissen sie aber nicht, daß selbst einfache Träume eine Funktion der geheimnisvollen Gehirnpartien sind, die normalerweise schlummern. Bedenken Sie doch, Mister Harnahan, fast zwei Drittel unseres Gehirns liegen brach.“

„Ich weiß, es ist allgemein bekannt.“

„Das ist es ja!“ ereiferte sich der Professor. „Das ist ja das Bedauerliche, man weiß es, aber man macht sich keine Gedanken darüber.“

Lex räusperte sich.

„Ich wollte Sie fragen, ob Ihre Forschungen bisher nur der theoretischen Seite galten. Oder kennen Sie bereits Fäl-

le aus der Praxis? Mit anderen Worten: ist – ist meine Bekannte ein Ausnahmefall?“

„In Hinsicht auf die übrige Menschheit ist sie es zweifellos. Ja, sie ist es sogar für meine Erfahrungen. Ich kenne einige Fälle angedeuteter Telepathie, aber das ist auch alles. Telekinese gibt es nur theoretisch, wenn man von historischen Schilderungen absieht, die nicht verlässlich genug scheinen. Auch Fälle von Teleportation sind nur aus Sagen bekannt – ich erinnere an Tausendundeine Nacht. Levitation ebenfalls. Für alles gibt es Beispiele, aber keine konkreten Beweise. Es ist meine Aufgabe, sie zu liefern. Daher mein ungewöhnliches Interesse an Ihrem Fall. Einen Ring aus vierzig oder fünfzig Metern Tiefe heraufzuholen – das zeugt schon von sehr ausgeprägten Fähigkeiten der Telekinese. Aber ich kann die Dame nicht zwingen, zu mir zu kommen.“

„Sie ist noch jung, Herr Professor. Ende des Jahres wird sie erst zwanzig. Vielleicht gelingt es mir doch noch, sie zu überzeugen. Sie müßten völlige Diskretion zusichern.“

„Das ist selbstverständlich. Ich nehme aber nicht an, daß ihre Fähigkeiten dem freien Willen bewußt unterliegen. Vielleicht tritt der dafür vorgesehene Teil ihres Gehirns nur dann in Funktion, wenn Gefahr besteht oder der unbedingte Wille vorhanden ist, etwas zu erreichen. Man spricht so viel von Willenskraft; ich bin überzeugt, daß sie nichts anderes ist, als das Auftreten übersinnlicher Kräfte bei konzentriertem Willen. Es geschieht unbewußt, und hinterher spricht man von einem Wunder. Das ist stets die leichteste Erklärung.“

„Bei mir arbeitet bestimmt nur das normale Gehirndrit-

tel“, scherzte Lex und erhob sich. „Ich kann Ihnen nichts versprechen, Herr Professor, aber ich werde mein Möglichstes tun. Vielleicht kann ich sie doch überzeugen.“

Prexler reichte ihm die Hand.

„Ich wünsche es Ihnen – und mir. Ein hieb- und stichfester Fall von Telekinese würde mich ein gutes Stück weiterbringen.“

Ann wurde zwanzig, und nichts geschah.

Mitte 1966, kurz vor ihrem einundzwanzigsten Geburtstag, stand sie an der Straßenkreuzung vor Randell's Kaufhaus und wartete auf das Abflauen des Verkehrs, um auf die andere Seite zu gelangen.

Sie hatte Semesterferien und freute sich auf die freien Wochen. Lex war zum Bahnhof gekommen, um sie abzuholen, aber das war nun schon vier Tage her. Vielleicht kam er am Sonntag.

Gegenüber war ein Café; der Einkaufsbummel hatte sie ein wenig ermüdet, und sie wollte sich eine Erfrischung gönnen. Ein Fruchtgetränk vielleicht. Oder ein Eis.

Rechts war die Straße frei; links näherte sich in großer Entfernung eine lange Autoschlange. Die Ampel dort mußte gerade grün geworden sein.

Entschlossen setzte sie sich in Bewegung und ging mit kurzen, schnellen Schritten über die Straße, als sie von links das plötzliche Aufheulen eines Motors vernahm. Ein langes Sportmodell kam aus der Seitenstraße, nahm die Kurve und raste genau auf sie zu.

Es geschah alles blitzschnell, und als die wenigen Passanten aufmerksam wurden, war alles schon vorbei.

Ann erstarrte in ihren Bewegungen und wußte instinktiv,

daß jedes Fortspringen zu spät kommen würde. Im Bruchteil einer Sekunde mußte der Wagen heran sein und sie zerschmettern. Sie sah die weitaufgerissenen Augen des Fahrers, der ebenfalls nicht mehr reagieren konnte. Bis der den Fuß auf der Bremse hatte ...

Der Motor heulte immer noch, als der Wagen stand.

Er stand, als sei er vor eine unsichtbare Mauer geprallt und versuche nun, sie fortzuschieben. Der Fuß des Fahrers lag noch auf dem Gaspedal, und die Räder drehten durch. Aber fast gleichzeitig wurde er aus dem Sitz gehoben und durch die Windschutzscheibe geschleudert. Alle viere von sich gestreckt, blieb er auf dem überdimensionalen Kühler liegen. Außer einigen Schnittwunden war ihm nichts geschehen.

Langsam erstarb das Heulen des Motors; er wurde abgewürgt, denn niemand nahm den Gang heraus.

Erst das Quietschen von Bremsen brachte Ann in die Wirklichkeit zurück. Die anderen Autos waren herangekommen, hielten. Ein Polizist tauchte überraschend auf und schlängelte sich durch die Passanten, die erst jetzt stehenblieben.

Der Fahrer schüttelte den Kopf und rutschte langsam von der Kühlerhaube auf die Straße herab. Etwas benommen betastete er sein Gesicht und rieb sich die zerschundenen Knie. Der Polizist war inzwischen angelangt und zog das Notizbuch, als er bemerkte, daß niemand weiter zu Schaden gekommen war. Ann schwankte plötzlich und wäre gefallen, hätten hinzuspringende Passanten sie nicht gestützt.

„Sind Sie verletzt?“ fragte der Polizist den Fahrer, während zwei ältere Frauen Ann zum Gehsteig brachten.

„Nicht der Rede wert, Wachtmeister, aber ...“

„Ihren Führerschein.“

Er war noch jung, vielleicht fünfundzwanzig oder dreißig, ein sportlicher Typ. Der maßlos verblüffte Ausdruck paßte nicht so recht zu seinem straffen Gesicht. Es dauerte lange Sekunden, ehe er die Brieftasche hervorgezogen und den Führerschein entdeckt hatte. Er reichte ihn dem Polizisten.

„Es ist mein erster Unfall, das können Sie mir glauben. Aber an sich ist es ja gar kein Unfall – der jungen Dame ist nichts passiert.“

„Wenn Sie nicht so schnell gebremst hätten ...“, begann der Hüter des Gesetzes und vertiefte sich in die Papiere. Sorgfältig notierte er Name und Adresse. Dann gab er den Führerschein zurück. „Sie können von Glück reden, Mister Prexler. Sind Sie übrigens mit diesem – mit diesem Professor verwandt?“

„Ach – Sie meinen sicher meinen Onkel? Es wäre mir lieb, er würde nichts davon erfahren.“

„Wird sich kaum vermeiden lassen. Es muß Anzeige wegen Verkehrsgefährdung gemacht werden. Um eine Strafgebühr kommen Sie wohl kaum herum. Und schaffen Sie den Wagen zur nächsten Werkstatt, damit die Straße frei wird. Ich kümmere mich um die Dame.“

Er ging davon, ehe Mister Prexler antworten konnte. Einen Augenblick überlegte dieser noch, aber dann hielt er es für besser, dem Polizisten doch nicht zu sagen, was er eigentlich sagen wollte. Es war auch völliger Unsinn und so unglücklich, daß er sich nur lächerlich machen würde.

Der Wagen war mit einem Ruck stehengeblieben, ohne daß er die Bremse auch nur berührt hatte!

Verrückt!

Er schüttelte den Kopf, stieg ein und startete den Motor. Vielleicht hätte er sich wenigstens um das Mädchen kümmern sollen, aber das besorgten ja die Passanten. Außerdem war ihr nichts geschehen. Langsam fuhr er an. Die zersplitterte Scheibe knirschte unter den Reifen. Frisch wehte der Wind um seinen Kopf.

Drüben auf dem Bürgersteig schüttelte das Mädchen gerade den Kopf. Sie sprach mit dem Polizisten, der sich einige Notizen machte. Dann verlor er sie aus den Augen.

Eine Woche später erhielt Lex einen Brief. Der Absender lautete: Professor Prexler, Forschungsinstitut:

Verwundert öffnete er ihn und las:

„Sehr geehrter Mister Harnahan!

Sie werden erstaunt sein, von mir zu hören, aber ich glaube zu wissen, wer jene Dame ist, von der Sie mir erzählten. Mein Neffe hatte einen Autounfall und hätte sie um ein Haar überfahren – aber das werden Sie bereits wissen. Vielleicht wissen Sie aber nicht, daß besagte Dame das Fahrzeug meines Neffen mit Hilfe ihrer übersinnlichen Fähigkeiten zum Stehen brachte, ohne daß dieser bremste.

Ich erwarte Sie beide innerhalb einer Woche zu einem Besuch bei mir, da ich mich sonst gezwungen sehe, eine genaue polizeiliche Untersuchung des Verkehrsunfalles zu beantragen. Verzeihen Sie mir, bitte, aber Sie wissen, wie sehr ich an meinen Forschungen hänge.

Mit besten Grüßen verbleibe ich

Ihr Prexler“

Als Lex Ann das Schreiben gab, beobachtete er ihr Gesicht. Zuerst verriet es Verwunderung, dann Verwirrung – und schließlich Zorn.

„Ein Erpresser“, stellte sie fest. „Wenn ich mich weigere, kommt der Fall in die Presse. Der saubere Herr wird noch zu ganz anderen Methoden greifen, um mich weich zu machen. Nun gut, er soll seinen Willen haben. Ich will ihm persönlich meine Meinung sagen.“

„Stimmt das, was er behauptet?“

„Wie soll ich wissen, ob sein Neffe bremste oder nicht? Tatsache ist, daß der Wagen plötzlich stand. Ich verstehe es selbst nicht.“

„Der Professor wird es erklären können“, meinte Lex. „Das gehört ja zu seiner Arbeit.“

„Wir werden ja sehen.“

Professor Prexler begrüßte besonders Ann mit ausgesuchter Höflichkeit. Er geleitete sie persönlich zu einem Sessel und wartete, bis sie sich gesetzt hatte. Dann erst begrüßte er Lex, um sich sogleich an das Mädchen zu wenden.

„Sie werden sicherlich keinen guten Eindruck von mir haben, Miss Britten, aber was blieb mir anderes übrig? Mister Harnahan weigerte sich entschieden, mir Ihren Namen bekanntzugeben, und so war ich für die Schicksalsfügung dankbar, die sich mir darbot. Mein Neffe berichtete mir von dem Unfall, und er betonte, daß sein Wagen anhielt, ehe er auf die Bremse treten konnte. Es war mir sofort klar, wer die Person war, die er beinahe überfahren hätte.“

Ann fiel es schwer, ihre vorgefaßte Meinung über Professor Prexler nicht zu ändern. Der alte Herr war ihr auf den ersten Blick sympathisch.

„Trotzdem finde ich Ihre Methode unfair.“

„Sie mag es sein, aber sie erreichte ihren Zweck. Ich habe das große Vergnügen, Sie vor mir zu sehen.“

„Wie kamen Sie überhaupt darauf, daß ich die gleiche Person bin, von der Ihnen Mister Harnahan berichtete?“

„Weil es das gleiche Phänomen ist, Miss Britten. Ich weiß nicht, ob Mister Harnahan mit Ihnen über meine Arbeit gesprochen hat, aber vielleicht ist es besser, ich versuche, Ihnen ein klares Bild von dem zu geben, worum es sich bei meinen Versuchen handelt. Zuerst jedoch noch einmal zum Unfall zurück. Sie befanden sich in unmittelbarer Lebensgefahr, das haben auch Sie instinktiv erkannt und gehandelt. Ihr Gehirn – ich komme noch darauf zu sprechen – sprengte die gewohnte Lethargie, denn es wollte sich selbst retten. Ein Beweis, nebenbei, daß der schlummernde Teil gar nicht hundertprozentig schlummert, sondern stets auf der Hut ist. Es baute im Bruchteil einer tausendstel Sekunde eine Energiewand zwischen sich und dem herankommenden Fahrzeug auf – und hielt es an.“

Ann sah ihn zweifelnd an.

„Das ist doch unmöglich! Ich weiß nichts davon ...“

„Sie haben auch nicht gewußt, daß Sie den Ring vom Grunde des Sees holten, und trotzdem taten Sie es, nicht wahr? Dies ist der gleiche Fall. Ihr Gehirn ist in der Lage, an einer entfernten Stelle Materie zu beeinflussen und zu bewegen. Ich kann das Ereignis des Unfalls auch anders beschreiben, Miss Britten. Ihr Gehirn erkannte die Gefahr und reagierte blitzschnell. Es griff aus und drückte die Bremse bis auf den Anschlag nieder, so wie es vorher ausgriff und den Ring holte – oder eine Spielzeugeisenbahn ansah, weil Sie es wünschten.“

„Und – warum ist das so?“

„Das wollte ich Ihnen erklären. Mister Harnahan, Sie

entschuldigen, wenn ich bereits Ihnen bekannte Tatsachen erwähne? Also, hören Sie gut zu, Miss Britten. Sie dürfen vor allen Dingen nicht glauben, daß Sie – nun unnormale seien. Im Gegenteil, ich möchte sagen, daß Sie, im Gegensatz zur übrigen Menschheit, unverhältnismäßig normal sind. Ich will versuchen, auch das zu begründen.“

Er räusperte sich und lächelte sie gütig an. In seinen Augen war Verstehen und Mitleid, aber auch Neugier und Wissensdrang. Und jetzt gesellte sich Nachdenken hinzu.

„Der Mensch ist ein merkwürdiges Wesen, weil er ein Gehirn besitzt – nur darum kann er ja auch bemerken, daß er merkwürdig ist. Sonst fiel ihm das nicht auf. Das Gehirn aber, Miss Britten, ist das Geheimnisvollste, das es je auf dieser Welt geben wird. Es ist das Zentrum des Nervensystems und damit Mittelpunkt unseres Daseins. Aber Sie studieren Medizin, wie ich erfuhr, und es wäre dumm von mir, Ihnen das näher erklären zu wollen. Uns interessieren lediglich jene Teile des Gehirnes, die brachliegen und manchmal auch als Reserve bezeichnet werden. In diesem schlummernden Teil also befinden sich, meiner Meinung nach, die Zentren jener Eigenschaften, von denen Sie eine besitzen: Telekinese.

Es fragt sich nun, warum denn nicht das ganze Hirn dem Menschen dient, sondern nur etwa ein Drittel. Die Antwort darauf ist alles andere denn einfach. Entweder ist der Mensch noch nicht vollentwickelt und strebt erst seiner Reife entgegen, oder aber er hat den geistigen Höhepunkt bereits überschritten und geht dem Untergang entgegen. Beide Möglichkeiten besitzen ihre positiven Beweise.

Bleiben wir bei der zweiten und beginnen wir bei der

Vergangenheit. Unzweifelhaft hat es schon in ältester Zeit Menschen gegeben, die das Schema der Normalität durchbrachen. Die damaligen Herrscher beschäftigten an ihren Höfen Zauberer, Wahrsager und Gedankenleser. Sagen und Überlieferungen berichten von schier unglaublichen Dingen, die, wenn man ihnen auf den Grund geht, sehr real und glaubhaft werden.

In ALADINS WUNDERLAMPE versetzt der Zauberer ein Schloß – ich stelle mir vor, er tat es mit seinen Fähigkeiten der Telekinese, wenn auch die Sage reichlich übertrieb. Mag sein, daß er einmal einen Steinhaufen versetzte oder – wie Sie – einen Wagen anhielt. Aladin selbst wünschte sich an einen anderen Ort, wenn er die Lampe rief, und augenblicklich erfüllte sich sein Wunsch. Es muß also bereits vor der Zeit, da dieses Märchen entstand und mündlich überliefert wurde, einen krassen Fall der Teleportation gegeben haben. Von den vielen Wahrsagern und Zauberern, die die Zukunft wußten oder die Gedanken ihrer Mitmenschen lasen, will ich ganz schweigen. Die Fülle der unzweifelhaft vorhandenen Beweise ist so verwirrend, daß sie einem Laien kein klares Bild verschaffen können, aber sie sagen doch eins aus: Märchen und Sagen stammen aus der Erinnerung eines Volkes und sind teilweise übertriebene Schilderungen tatsächlich stattgefundenere Ereignisse.

Wir wissen also, daß es schon immer Telepathie, Teleportation und Telekinese gegeben hat. Ohne diese Fähigkeiten des menschlichen Gehirns blieben zu viele Probleme unserer Geschichte ungelöst. Es fragt sich nur: waren diese Ereignisse der Beginn unseres Aufstieges – oder schon der

Höhepunkt? Entwickeln wir uns zurück und verlieren immer mehr die Fähigkeit, mit dem Geist statt mit den Händen zu arbeiten? Wenn die Menschheit, was ebenfalls allen Ernstes behauptet wurde, aus dem Weltraum stammt und als Schiffbrüchige einer sehr intelligenten Rasse auf die Erde kam, wenn das also stimmt, dann möchte ich folgendes annehmen: zu jener Zeit, als das geschah, *mußte* der Mensch die Telepathie beherrschen, um sich mit fremden Lebewesen zu verständigen – also beherrschte er sie. Er *mußte* mit der Teleportation und Telekinese vertraut sein, um die unendlichen Entfernungen zurücklegen zu können. Also war er mit ihnen vertraut.

Einmal auf der Erde, kamen die Hände zu ihrem Recht, die Ohren, die Nase und die Augen. Telepathie wurde unnötig, ebenso Telekinese und Teleportation. Das Fehlen der Lebensnotwendigkeit ließ die betreffenden Gehirnpartien verkümmern, mehr und mehr, bis wir den heutigen Zustand haben.

Das heißt nun, meinen Sie vielleicht, daß wir den Höhepunkt überschritten haben. Weit gefehlt. Wenn der Mensch in einer fernen Zukunft existieren will, wird er es ohne die transzendentalen Wissenschaften und ihre Beherrschung nicht können. Das, was wir einst verlernten, weil wir es nicht mehr benötigten, werden wir erneut lernen müssen. Das zum Trost, wenn die Vergangenheitstheorie stimmen sollte.

Die andere Möglichkeit ist folgende: Sagen und Märchen im Hinblick auf übersinnliche Eigenschaften des menschlichen Gehirns haben keinen Bezug zu uns, sondern berichten von Geschehnissen, die frei erfunden wurden oder aber – was wahrscheinlich ist – sie beziehen sich auf

eine einmal erfolgte Landung außerirdischer Wesen, die diese dem Menschen unverständlichen Eigenschaften besaßen. Man betrachtete sie als Götter oder Zauberer und erzählte noch lange von ihnen. Aber ihr Ursprung ging verloren, und sie wurden allmählich zu Menschen.

Der Mensch entstand aus der Urzelle und wurde auf dem Weg über Pflanze und Tier, das was er heute ist. Ein ständiges Aufwärtsentwickeln, ein stetes Ansteigen der Intelligenz. Zuerst war es nur ein Zehntel unseres Gehirnes, das arbeitete. Es vergrößerte sich, und hinzu kam die Ausbreitung seiner Funktionsmöglichkeit. Der Mensch entdeckte immer mehr Fähigkeiten an sich und nutzte sie. Es ist eine steile Kurve, aber das, was hinter uns liegt, ist erst ein Drittel der Gesamtstrecke, die der Mensch zurücklegen wird. Und es liegen bereits Jahrtausende hinter uns.“

Professor Prexler sprach nicht mehr allein zu Ann und Lex; es schien, als stünde er vor der ganzen Welt und zeige ihr, wie klein und eng sie sei im Vergleich zu dem, was einst kommen werde.

Seine Augen schienen durch sie hindurchzusehen, als er fortfuhr:

„Die Entdeckung der PSI-Kräfte des Menschen geben uns einen Einblick in seine Zukunft, sie befähigen uns gewissermaßen, die Entwicklung vorauszusagen. In den vergangenen drei- oder viertausend Jahren hat sich – vom Ganzen her gesehen – nicht viel geändert. Die Intelligenzquote ist nur wenig angestiegen, das aktive Gehirn minimal größer geworden. Und doch – wie steil ist der Anstieg der Menschheit?

Vor einer Million Jahren existierte das erste menschen-

ähnliche Wesen mit einem Pfund Gehirn, von dem höchstens fünfzig Gramm im Sinne geistiger Arbeit tätig waren. Ein weiterer Teil kontrollierte das übrige Nervensystem mit den Körperfunktionen. Und der Rest? Nun, der Rest ist Schweigen.

Vor hunderttausend Jahren wog das Gehirn vielleicht das Doppelte, und zweihundert Gramm arbeiteten geistig. Der Mensch begann bewußt zu denken und vermochte bereits zu begreifen, daß man den Feind mit einer Keule erschlagen konnte. Zu mehr aber reichte es nicht. Erst dann, als er die Brauchbarkeit der Höhlen entdeckte und die Wände zu kahl fand, *benötigte* er mehr Intelligenz, um sie bemalen zu können. Er zwang so unbewußt das Gehirn, sich weiterzuentwickeln. Es ist also auch hier die Frage, ob die Henne oder das Ei zuerst vorhanden war. Wurde der Mensch intelligenter, weil das Gehirn wuchs, oder wuchs das Gehirn, weil der Mensch es dazu zwang?

Dann, vor zwei- bis dreitausend Jahren, begann der letzte Aufstieg. Das Gehirn nahm nicht mehr viel an Gewicht zu – was aber zunahm, war seine Fähigkeit. Von zweihundert Gramm tätiger Masse – ich spreche also immer von der rein geistigen Tätigkeit – stieg der Anteil auf das Doppelte. Hinzu kommen vielleicht zweihundert Gramm für das Nervensystem und die üblichen Sinne des Menschen. Bleiben also mehr als ein Pfund übrig. Was damit ist, sagte ich Ihnen bereits: Schweigen! Dämmern! Ruhen!“

Er beugte sich vor. Sein Blick kehrte aus der Unendlichkeit zurück und lag auf ihren Gesichtern.

„Wenn die Entwicklung nicht stehenbleibt und der Mensch nicht die Dummheit begeht, sich selbst zu vernich-

ten – was durchaus in seiner Macht liegt –, wird er in weniger als einem Jahrtausend diese sechshundert Gramm schlafender Gehirnmasse aufwecken und aktivieren. Sie birgt die erstaunlichsten Fähigkeiten in sich – die totale Beherrschung der Materie und damit auch der Energie. Die Menschheit der Zukunft, so will es die logische Entwicklung und die Erkenntnis, daß die Gegenwart nichts als das Resultat der Vergangenheit ist und somit die Zukunft das Ergebnis der gegenwärtigen Entwicklung, diese Menschheit der Zukunft also wird die Materie und die Energie beherrschen, und damit auch den Raum und die Zeit.

Sie wird es tun müssen, will sie nicht untergehen und an ihrer eigenen Technik scheitern. Ich mag Ihnen als Phantast erscheinen, aber ich sage Ihnen – auch auf die Gefahr hin, daß Sie mich auslachen –, daß unsere Nachfahren einmal befähigt sein werden, sich nur mit Hilfe eines einzigen Wunsches in eine andere Stadt zu versetzen – oder auf den Planeten Mars. Er wird die Gedanken seiner Mitmenschen lesen können und so zwangsläufig auch die Eigenschaft entwickeln, sie abzuschirmen, wenn er will. Er wird große Massen bewegen können, ohne nur eine Hand zu rühren.

Unvorstellbar, nicht wahr? Sehen Sie, eben aus diesem Grunde ist es heute noch unmöglich, da wir nicht einmal geistig in der Lage sind, zu begreifen oder nur zu ahnen. Und doch, Miss Britten und Mister Harnahan, besitzen wir bereits jetzt und heute – ohne es zu wissen – die schlummernden Fähigkeiten der fernsten Zukunft. Wenn wir sie benötigen, werden sie die dünne Schale des Bewußtseins – oder Unterbewußtseins, wie man will – sprengen und gegenwärtig werden.

Diese Schale ist nicht immer gleich stark, Miss Britten. Sie kann sehr dünn sein. Wie bei Ihnen etwa. Der geringste Schock genügt, Ihre Willenskraft stärker als den Schlumberbefehl sein zu lassen. Das Gehirn unterliegt Ihrem Willen. Es gehorcht Ihrem dringenden Wunsch. Oder aber, wie der Autounfall beweist, es versucht, sich zu retten.“

Er schwieg und wartete. Ann leckte sich über die Lippen und sah Lex an. Dann sagte sie:

„Warum kommt es nur so selten vor, daß wir vom Auftreten dieser – künftigen Eigenschaften erfahren?“

Prexler lächelte nachsichtig.

„Weil man sie nicht ernst nimmt, Miss Britten. Wenigstens nimmt die Masse sie nicht ernst. Die Regierung tut es allerdings manchmal, und ich darf Ihnen verraten, daß die entsprechenden Dienststellen der USA bereits drei Telepathen beschäftigen, deren Fähigkeiten allerdings sehr beschränkt sind.“

„Telepathen?“

„Ja, Telepathen! Sie werden ermessen können, welchen Wert sie für gewisse Auftraggeber darstellen. Und vielleicht begreifen Sie nun auch, warum ich an Ihnen so interessiert bin. Diese drei Telepathen – deren Existenz geheim ist – wurden durch mich entdeckt. Mein Institut hat sie getestet und ihre Fähigkeiten nachgewiesen. Allen drei Versuchspersonen gelang es, die Gedanken anderer Personen bis zu einer Entfernung von fünfzig Metern aufzufangen. Das ist nicht viel, aber es ist ein Beginn.

Und nun stehe ich vor einem Fall der Telekinese, Miss Britten. Nur eine Frage erhebt sich jetzt: beherrschen Sie

die Telekinese nur unbewußt oder können Sie willkürlich und bewußt von ihr Gebrauch machen?“

„Das – das weiß ich nicht. Ich habe es noch nie versucht.“

Der Professor lächelte ermunternd.

„Dann sollten *wir* es einmal versuchen.“ Er erhob sich und machte eine einladende Bewegung. „Vielleicht kommen Sie mit in mein Labor. Ich habe dort einiges für Sie vorbereitet.“

Ann wartete, bis Lex aufstand. Dann erst folgte sie dem Gelehrten, der vorangegangen war.

Prexler zeigte auf eine einfache Hebelwaage. In den Schalen auf beiden Seiten lag je ein gleich großes Stück Metall.

„Sie sehen, daß der Hebel waagerecht steht – als wären beide Schalen leer. Sie werden ahnen, was ich nun von Ihnen möchte, nicht wahr? Wenn Sie – mit Ihren Gedanken – auf eins der Gewichte – hm – sagen wir einmal drücken, müßte die Schale sinken. Sie können aber auch, wie bei dem Ring, anheben. Was immer Sie auch tun, die Waage müßte sich bewegen.“

Ann betrachtete die Waage, als habe sie nie zuvor eine solche gesehen. Lex verhielt sich still, um nicht zu stören. Er stand dicht neben der Tür gegen die Wand gelehnt. Mitte im Raum, bemerkte er, hing von der Decke an einem Faden eine Metallkugel herab. Sie schwebte dicht über einer markierten Stelle des Fußbodens. Wie aus weiter Ferne hörte er den Professor sagen:

„Sie müssen sich bewußt konzentrieren, Miss Britten, sonst mißlingt das Experiment. Nur Ihr unbedingter Wille,

eins der Gewichte zu sich bringen zu wollen, kann es anheben. Konzentrieren Sie sich – denken Sie an nichts anderes als an Ihre Aufgabe. Nicht ablenken lassen ...“

Ann starrte auf das rechte Gewicht in der Waagschale und versuchte, an nichts anderes zu denken. Der kleine, runde Metallblock schien größer zu werden, während sie ihn betrachtete, er schien sich ihr zu nähern. Wie hypnotisiert sah sie ihn an und gab ihrem Gehirn den Befehl – anheben – anheben ...

Ihre Augen begannen zu schmerzen; im Kopf war plötzlich ein stechender Schmerz, der nachließ und wieder anschwellte. Ein glühender Nagel schien sich in ihr Gehirn bohren zu wollen.

Sie schloß die Augen und schwankte.

Prexler trat an ihre Seite und stützte sie.

„Ist Ihnen nicht wohl, Miss Britten? Haben Sie es schon versucht?“

„Es geht nicht“, hauchte sie erschöpft. „Ich kann einfach nicht.“

„Sie müssen nur wollen“, ermunterte Prexler zuversichtlich. „So schnell wollen wir doch nicht aufgeben. Vielleicht versuchen wir lieber die freischwebende Kugel. Kommen Sie.“

„Es hat keinen Sinn, Professor. Vielleicht haben wir uns alle nur getäuscht und ...“

„Niemals, Miss Britten. Sie haben die Fähigkeiten, es liegt nur bei Ihnen, sie zum Durchbruch gelangen zu lassen. Die Kugel hier – versuchen Sie, sie an sich heranzuziehen.“

Ann schüttelte den Kopf, aber sie wollte nicht den Ein-

druck erwecken, störrisch zu sein. Erneut versuchte sie, alle anderen Gedanken abzuschütteln. Wenn sie jetzt nicht bewies, daß es ihr möglich war, diese kleine, winzige Kugel heranzuziehen, würde man sie nie in Ruhe lassen. Immer und immer wieder würde der fanatische Professor sie quälen, bis er Gewißheit erhielt. Sie mußte die Kugel bewegen. Sie hing ja nur an einer Schnur, fast schwerelos schwebte sie mitten im Raum. Sie war leichter zu bewegen als der Ring – ganz zu schweigen von dem Auto ...

Der Schweiß brach ihr aus den Poren, als sie es aufgab.

„Ich – ich schaffe es nicht“, flüsterte sie.

Aber Prexler schien anders darüber zu denken.

„Wer sagt das denn, Miss Britten?“ In seiner Stimme war unverkennbarer Triumph. „Mindestens um zwei Zentimeter hat sich die Kugel bewegt. Sehen Sie, sie schwankt noch. Mein Gott, der Beweis! Es gibt Telekinese! Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Sie können es, Miss Britten, Sie sind ein Wunder ...“

Ann starrte fassungslos auf die leicht hin- und herschwankende Kugel. Sie näherte sich ihr, schwebte zurück, hielt an – und wieder kam sie. Sie pendelte einfach aus. Aber jemand – oder etwas – mußte sie zuerst angestoßen haben.

Prexler vermochte seine Erregung kaum noch zu meistern.

„Wir werden sofort weitere Experimente vorbereiten, um die willkürliche Beherrschung Ihrer Fähigkeiten weiter auszubauen. Sie sind zweifellos in der Lage, Materie auf jede beliebige Entfernung hin zu beeinflussen, wann immer Sie das wollen. Die betreffende Gehirnpartie ist voll ent-

wickelt, aber sie untersteht noch nicht den bewußten Willenszentren. Warten Sie, ich werde.“

„Ich möchte jetzt gehen“, sagte Ann leise und warf Lex einen bittenden Blick zu. „Ich bin müde.“

Der Professor machte eine abwehrende Geste.

„Aber, Miss Britten! Sie werden mich doch jetzt nicht im Stich lassen wollen? Jetzt, da wir endlich Gewißheit erhalten haben.“

„Ich bin müde“, wiederholte Ann, diesmal eine Nuance schärfer als sie beabsichtigte. „Vielleicht später einmal.“

„Nur noch ein einziges Experiment, ich bitte Sie ...“

Sie schritt bis zur Tür und blieb stehen. Lex rührte sich nicht.

„Professor, eine Frage“, wandte sie sich um. „Diese drei Telepathen, von denen Sie uns berichteten – waren sie von Anfang an damit einverstanden, in den Dienst des amerikanischen Geheimdienstes zu treten? Oder zwang man sie dazu?“

Prexler hob die Arme.

„Wie kommen Sie denn darauf? Was soll Ihre Frage bedeuten?“

„Ich möchte“, sagte Ann und legte die Hand auf die Klinke, „auf keinen Fall gezwungen werden, für den Geheimdienst vielleicht Dokumente stehlen zu müssen. Wäre doch eine Möglichkeit, wie Sie zugeben werden.“

Der Professor wurde ein wenig blaß.

„Der Gedanke ist unsinnig“, entgegnete er hastig. „Ich bin ganz persönlich an Ihnen interessiert, mehr nicht. Natürlich kann ein Fall wie der Ihre nicht auf die Dauer geheimbleiben, auch das werden Sie einsehen müssen.“

Ann wandte sich an Lex.

„Gehen wir, Lex. Der Professor hat bereits vergessen, was er uns versprach.“

Lex stand schwankend zwischen den beiden Menschen. Er liebte Ann, das wußte er mit absoluter Gewißheit, aber er konnte auch den Standpunkt des Professors verstehen. Seine Forschungen dienten dem Fortschritt und konnten ungeahnte Aufschlüsse über die Zukunft des Menschen geben.

„Ann, du mußt begreifen, daß der Professor ja nur seine Theorien beweisen will, mehr nicht. Er ist Wissenschaftler.“

Sie warf ihm einen erstaunten Blick zu.

„Als ob es nicht gerade die Wissenschaftler wären, die uns mit ihrem Fortschritt dem Verderben um so schneller entgegenführen. Ich sehe nicht ein, warum Professor Prexler eine Ausnahme sein soll. Er versprach Diskretion, und nun sagte er, mein Fall ließe sich nicht auf die Dauer geheimhalten. Kommst du nun mit – oder nicht?“

Prexler hob die Schultern.

„Gehen Sie mit ihr, Mister Harnahan. Sie braucht jetzt Ruhe. Ich werde dann von mir hören lassen.“

Lex brachte sie nach Hause.

„Er hat es nicht so gemeint“, versicherte er ihr, als sie in die unbelebte Seitenstraße einbogen. „Ganz bestimmt nicht.“

„Du verteidigst ihn auch noch? Ich weiß genau, was er will. Wenn er sich meiner sicher ist, wird er den Fall der Regierung melden. Sie werden mir keine Ruhe geben, an mir herumexperimentieren, mein Gehirn untersuchen, mich

von einem Institut zum anderen schicken – weiß Gott, was sie noch alles anstellen werden. Die Bemerkung Prexlers, es ließe sich nicht geheimhalten, hat mir genügt.“

„Aber – das glaube ich nicht. Er hat es bestimmt nicht so gemeint. Was er vorher erzählt hat, klang doch vernünftig, oder willst du das nicht zugeben? Das mit der Entwicklung der Menschheit, meine ich.“

„Zugegeben, aber das hat nichts damit zu tun, daß ich nur ein normales Mädchen bin und mein Privatleben haben will. Ich will heiraten und glücklich sein, mehr nicht. Lieber Gott, wäre ich doch nur wie alle anderen – wie froh könnte ich sein.“

„Du bist nicht anders wie sie, Liebes. Niemand weiß etwas ...“

„Noch nicht, aber bald! Und dann beginnt die Jagd auf mich. Sie werden die Zeitungsleute auf mich hetzen und mir keine Ruhe geben. Sie werden Wunder von mir verlangen – Lex! Du stehst doch nicht etwa auf ihrer Seite? Willst du denn auch, daß alle es wissen sollen?“

„Natürlich nicht, aber ich muß Professor Prexler zustimmen – in einigen Punkten. Es wäre ein Verlust für die Wissenschaft ...“

„Diese verdammte Wissenschaft!“ platzte sie heraus. „Höre mir nur damit auf! Ich will nichts mehr davon hören! Und sage deinem Professor, daß er mich nie wiedersieht. Ich lasse mich nicht mehr überreden, zu ihm zu gehen.“

Er zögerte.

„Denke an seinen Brief“, sagte er unsicher. Aber das hätte er lieber nicht tun sollen. Ihre Wut und Verzweiflung wurden nur noch größer.

„Erpressung, ja, ich weiß! Nun gut, ich werde es darauf ankommen lassen. Wir leben in einem freien Land, wo jeder Bürger das Recht hat, sein eigenes Leben zu leben. Wenn ich nicht will, kann mich niemand zwingen, das Versuchskaninchen für irgendwelche Experimente abzugeben. Ich werde Vater alles erzählen. – So, wir sind da. Du kannst mich absetzen.“

Der Wagen hielt.

„Soll ich mitkommen ...“

„Es ist nicht nötig. Vater wird mehr Verständnis für mich haben. Ich bin seine Tochter – und er liebt mich!“

Reglos sah er zu, wie sie den Schlag öffnete, leichtfüßig auf den Bürgersteig sprang und durch den Vorgarten zur Haustür schritt. Sie suchte eine Weile nach ihrem Schlüssel in der Handtasche, fand ihn endlich und schloß die Tür auf. Bereits im Flur drehte sie sich noch einmal um, winkte ihm kurz zu – und war verschwunden.

Er kämpfte mit dem Verlangen, ihr zu folgen. Vielleicht hatte er einen Fehler gemacht. Er hätte es ihr schonender beibringen sollen, daß die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten war. Der Professor würde alle Mittel anwenden, sie zu einer Fortführung der Versuche zu zwingen. Er war viel zu fanatisch, um kampflös aufzugeben. Sein Leben lang hatte er nach einem Menschen wie Ann gesucht. Sie war seine einzige Chance, seine Theorie zu beweisen.

Aber dann schob Lex resigniert den Gang ein und gab Gas. Es wäre ein Fehler, ihr jetzt zureden zu wollen. Sie besaß einen Dickkopf, das wußte er. Vielleicht, wenn sie sich etwas beruhigt hatte ...

Langsam fuhr der Wagen an.

*

Sie saßen nach dem Abendessen wie gewöhnlich im Wohnzimmer. Bob Britten blätterte in den Zeitungen, Marry stopfte. Ann saß auf dem etwas altmodischen Sofa und sann vor sich hin.

Ihr verändertes Wesen war der Mutter schon seit einigen Tagen aufgefallen, aber sie schob es auf die Tatsache, daß es anscheinend einen kleinen Streit zwischen ihr und Lex gegeben hatte. Das konnte vorkommen und bot keinen Anlaß, voreilig einzugreifen.

Vater natürlich war nicht so feinfühlig; Väter sind das selten.

Er legte die Zeitung beiseite.

„Du scheinst den Schreck immer noch nicht überwunden zu haben, als dieser Kerl dich beinahe angefahren hat.“

Ann sah auf.

„Was sagst du – ach so. Nein, das ist es nicht.“

„Was denn?“

„Ich war heute mit Lex bei Professor Prexler – übrigens der Onkel des Mannes, der mich fast mit seinem Auto umbrachte.“

Sie sah in die schreckgeweiteten Augen ihres Vaters und verstand nicht, warum er plötzlich so blaß wurde. Vielleicht war es auch nur noch der alte Schrecken im Zusammenhang mit der Erwähnung des Unfalles.

Bob Britten aber wußte, daß die Minute der Entscheidung gekommen war. Lex Harnahan hatte sein Versprechen ihm gegenüber gebrochen und sie mit zu Prexler ge-

nommen. Er würde ihr nun die volle Wahrheit sagen müssen – wenn sie sie noch nicht wissen sollte.

Ann versuchte zu lächeln, aber es blieb bei dem Versuch.

„Es war nicht wegen des Unfalles – wenigstens nicht direkt. Professor Prexler ist nicht der Arzt eines Krankenhauses, sondern leitet ein Forschungsinstitut – für Parapsychologie.“

Bob nickte.

„Ich weiß, Ann. Sein Name ist nicht unbekannt.“

„Oh – du kennst ihn?“

„Nicht persönlich. Was wollte Lex dort mit dir?“

Sie war offensichtlich verlegen.

„Weißt du, es ist nicht so leicht zu erklären, und ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Es hat sich einiges ereignet ...“

„Wie das mit der Eisenbahn, damals bei Onkel Bill? Oder der Ring, der in den Red Creek fiel? Noch etwas?“

Ann starrte ihn fassungslos an.

„Du weißt davon?“

„Lex erzählte mir die Sache mit dem Ring – und damals bei Onkel Bill war ich selbst dabei. Wir haben uns ausführlich über das Problem unterhalten, leider erzielten wir keine Einigung hinsichtlich einiger – hm – praktischer Fragen. Lex meinte, man dürfe deine Fähigkeiten auf keinen Fall den verantwortlichen Stellen vorenthalten; er erwähnte diesen Prexler. Ich verbot ihm, auch nur ein Wort unseres Gespräches verlauten zu lassen oder gar zu diesem Prexler zu gehen. Der Mann ist ein Scharlatan, mehr nicht.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich würde das nicht sagen. Er macht einen sehr klugen Eindruck und versteht manches, das uns unbegreiflich scheint. Er hat einen Versuch mit mir angestellt.“

„Mister Harnahan hat mich sehr enttäuscht“, erklärte ihr Vater. „Er versprach mir hoch und heilig, niemals zu diesem Prexler zu gehen.“

Ann beugte sich vor und legte ihre Hand auf ihres Vaters Arm.

„Lex hat viel Schuld, und ich will ihn nicht davon freisprechen. Hätte er den Mund gehalten, wäre Prexler nie auf mich aufmerksam geworden. Aber so wußte er von mir, ohne meinen Namen zu kennen. Dann geschah der Unfall – und der Rest war sehr einfach.“

„Ich verstehe nicht ganz – was hat der Autounfall damit zu tun?“

Sie erklärte es ihm.

Während sie erzählte und ihm die verzwickten Zusammenhänge klarlegte, nahm Marry Britten ihre unterbrochene Stopfarbeit wieder auf. Sie sah nicht hin, sondern beobachtete abwechselnd ihren Mann und Ann, so daß sie schließlich an einer Stelle stopfte, wo gar kein Loch war.

„Er konnte also nichts dafür“, verteidigte Ann ihren Verlobten, „daß der Professor diesen Brief schrieb. Aber statt ihm nun Bescheid zu sagen, hält er zu ihm. Er versucht sogar, mich zu überreden, weitere Experimente mit mir anstellen zu lassen. Ich habe ihm deutlich gesagt, wie ich darüber denke.“

„Das hätte ich ihm nicht zugetraut, wirklich nicht. Und was soll nun geschehen? Dieser Prexler wird keine Ruhe

geben. Und wenn ich zu ihm gehe, verschlimmert sich alles nur noch – ich kenne mich ja.“

„Nein, nur das nicht!“ rief Ann, der das hitzige Temperament ihres Vaters nur zu bekannt war. „Es muß eine andere Möglichkeit geben.“

„Wir werden darüber nachdenken. Hat – hat dieser Prexler irgend etwas verlauten lassen, was mit deiner Fähigkeit in Zusammenhang steht? Ich meine, kennt er die Ursache?“

Sie wiederholte das, was in ihrem Gedächtnis haften geblieben war.

„Das ist lediglich die Voraussetzung“, schüttelte Bob Britten den Kopf. „Aber es muß doch eine Ursache geben. Sagte er darüber nichts?“

Es fiel ihr erst jetzt auf, daß Prexler tatsächlich nichts darüber gesagt hatte, abgesehen von seiner Bemerkung, alles sei eine Folge der steten Weiterentwicklung.

„Nein.“

Er seufzte.

„Dann kann ich es dir ja sagen – und es ist nur gut, daß dieser Prexler nichts davon weiß, sonst würde er in Versuchung geraten, die wildesten Experimente anzustellen. Ich teilte Lex meine Vermutung bereits vor vier Jahren mit, aber er scheint den Mund gehalten zu haben. Sein Glück.“

Und er berichtete ihr von dem Unfall, den ihre Mutter fünf Monate vor der Geburt gehabt hatte. Ann hörte schweigend zu, ohne ihn zu unterbrechen. Marry hatte den Strumpf nun endgültig aus der Hand gegeben und auf den Tisch gelegt.

„Wenn dieser Prexler mit seinen Theorien recht haben sollte, ist alles Weitere sehr logisch“, führte Bob aus. „Dei-

ne Mutter war damals schon erwachsen, und so blieb die Strahlung ohne nachhaltigen Einfluß auf sie. Du aber befandest dich im embryonalen Stadium. Die Strahlen beeinflussten dein Gehirn, und besonders jenen Teil, der die telekinetische Fähigkeit in sich birgt. Vielleicht wurde aber auch nur die Bildung der Trennwand verhindert oder abgeschwächt. Jedenfalls besteht kein Zweifel, daß die atomare Strahlung verantwortlich ist.“

„Wenn du das sagst, denkst du dann nicht an eine weitere Gefahr, Vater? Du hast selbst einmal behauptet, daß die irdische Atmosphäre bereits genügend verseucht ist, um kommende Generationen zu gefährden. Könnte es nicht sein, daß plötzlich überall Telepathen auftauchen, die unsere geheimsten Gedanken lesen? Oder Verbrecher, die an sich die gleiche Fähigkeit entdecken, wie ich sie besitze? Kein Gefängnis der Welt würde einen Verurteilten halten können, der sich einfach an einen anderen Ort teleportieren könnte. Und du mußt doch zugeben, Vater, es ist kein Unsinn, was ich rede. Es ist doch möglich. Ich selbst beweise diese Möglichkeit, indem ich existiere.“

Bob Britten nickte langsam und widerwillig. Zu sehr erinnerten ihn die Worte seiner Tochter an seine eigene Schuld. Und die Versuche in seiner Anstalt bestätigten ihre Worte. Die mit Strontium angereicherte Atmosphäre hatte bereits bei Neugeborenen angedeutete Mutationen des Nervenzentrums erkennen lassen. Die Folgen waren nicht auszudenken. Heimlich und unerkant entwickelte sich unter den Augen der übrigen Menschheit das neue Geschlecht der Supermenschen. Eines Tages würde es die Herrschaft an sich reißen ...

Professor Prexler, dachte Bob plötzlich, hatte vielleicht doch recht, wenn er die Entwicklung kontrollierte und versuchte, die offen zutage tretenden Fälle einer genauen Prüfung zu unterziehen. Nur so ließ sich die Zunahme der Abnormität beobachten und nachweisen. Prexler hemmen, hieß die Gefahr ignorieren.

Auf der anderen Seite: Ann war seine Tochter.

Dieses einzige Argument genügte, Bob Britten gegen seine eigene Anschauung handeln zu lassen.

„Es ist eine Gefahr“, gab er zu. „Wenn die Versuche nicht aufhören, wird uns eines Tages nicht die Atombombe vernichten, sondern unsere Nachkommen. Die Kinder von Hiroshima – oder ihre Enkel.“

„Dann soll man dafür sorgen, daß dieser Unsinn endlich aufhört!“ sagte Ann verzweifelt. „Warum sorgt denn niemand dafür? Es muß doch leicht sein, die Welt zu überzeugen ...“

„Ich habe es versucht, aber ich mußte die Gegenargumente anerkennen, Ann. Was wäre eine Welt, in der die Kräfte ungleichmäßig verteilt sind? Das herrschende Gleichgewicht ginge verloren, und ein furchtbares Chaos wäre die unvermeidliche Folge. Nur weitere Forschung hält uns auf der gleichen Ebene mit anderen Nationen. Wir können damit ebensowenig aufhören wie jene, die von uns die Einstellung der Versuche fordern. Ich will niemand den guten Willen absprechen, aber das gegenseitige Mißtrauen verhindert die Beendigung der Kernwaffenversuche. Nur eine wirksame Kontrolle brächte das zustande. Wenn jeder vom anderen weiß, daß er keine Fortschritte mehr erzielen kann, wird er selbst mit seinem augenblicklichen Stand zufrieden sein.“

„Und warum“, fragte Ann mit zaghafter Hoffnung, „und warum tut man es nicht, wenn man es weiß? Warum kommt keine Einigung zustande?“

Bob lächelte bitter.

„Weil jeder Angst vor dem anderen hat und immer die furchtbarste und schrecklichste Waffe besitzen möchte. Es ist ein Wettlauf – der Preis ist in jedem Fall das Ende der Menschheit, wie wir sie kennen. Du bist das lebende Beispiel für diese Behauptung.“

„Du meinst also“, vergewisserte sie sich, „daß nur die absolute Einstellung der Explosionen dieses Ende verhindern können?“

Er nickte.

„Und du meinst weiter, daß beide Seiten zu verbohrte und mißtrauisch sind, um jemals ernsthaft an eine einseitige Einstellung zu denken?“

Wieder nickte er.

„Dann meinst du auch sicher, daß sie es nur dann tun würden, wenn ihnen mit allem Nachdruck die Gefahr demonstriert wird, die sie heraufbeschwören?“

Sein Nicken wurde zögernder, aber es war unmißverständlich.

Er wartete.

„Eine letzte Frage, Vater: genügt die vorhandene Strahlung bereits, das – das Unglaubliche geschehen zu lassen?“

Diesmal schüttelte er den Kopf.

„Nein, auf keinen Fall. Sie wird Ausnahmen schaffen, mehr nicht. Ausnahmen, wie du eine bist.“

Stumm saß Ann auf dem Sofa. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken; Pläne und Ideen nahmen schattenhafte Um-

risse an, versanken wieder und machten neuen Platz. Professor Prexler wollte sie ‚ausbilden‘, wie er gesagt hatte. Er hatte ihr eine Aufgabe zgedacht, ohne an die dringlichste auch nur zu denken. In einem nur hatte er recht: sie mußte ihre Fähigkeit weiter erforschen und unter Kontrolle bringen. Sie mußte ihre Grenzen kennenlernen. Sie mußte allen anderen Menschen überlegen werden, wenn sie ...

Sie sah plötzlich auf.

„Vater – ich werde weiterstudieren. In England.“

Bob Britten hob die Augenbrauen. Seine Frau griff verwirrt nach dem Strumpf, um ihn einige Male nervös in den Händen herumzudrehen, ehe sie ihn wieder zurücklegte.

„Nach England?“ brachte Bob schließlich hervor. „Warum ausgerechnet nach England?“

„Weil ich Ruhe haben möchte, Vater. Dort kennt mich niemand, und ich bin sicher vor den Nachstellungen des Professors. Auch Lex darf nicht wissen, wo ich bin.“

„Lex ... ? Hm, ja, natürlich. Was sollen wir ihm sagen?“

„Darüber sprechen wir noch. Ich darf also?“

Ihr Vater sah sie forschend an.

„Ist es nur wegen – des Professors? Oder hast du andere Gründe?“

„Vielleicht sage ich es dir später einmal, Vater. Es ist noch zu früh und würde dich und Mutter nur beunruhigen. Ich brauche Ruhe, das ist alles. Und ihr dürft niemand sagen, wo ich bin. Sagt einfach, ich bin abgereist.“

„Lex wird es herausfinden – er ist Detektiv.“

„Aber kein sehr geschickter.“

„Wenn er einen Brief abfängt ...“

„Ich werde euch eben nicht schreiben – nein, so meine

ich es nicht. Natürlich bekommt ihr Post von mir, nur nicht unter meinem Namen. Ich lege mir einfach einen neuen Namen zu. Sagen wir – Elionore Smith. Klingt recht überzeugend, nicht?“

„Sehr“, nickte Bob Britten ein wenig abwesend. „Ich finde, dein Entschluß kommt ein wenig überraschend und ist unüberlegt. Du hast noch Zeit.“

„Ich fürchte, es bleibt viel zuwenig“, konterte sie. „Du hättest das, was du mir heute mitteiltest, viel eher sagen sollen. Wir haben Wochen und Monate verloren.“

„Wie – wie meinst du das, Ann?“

Sie hatte schon zuviel gesagt, erkannte sie. Aber ihr Plan war viel zu phantastisch, als daß ihr Vater jemals auch nur den leisesten Hauch davon ahnen würde. Sie lachte etwas gezwungen.

„Ich hätte mein Studium gleich dort beginnen können – nun verliere ich ein ganzes Semester. Und ich will bald fertig sein, damit ich dir bei deiner Arbeit helfen kann.“

„Und du weißt schon, wohin du gehen wirst?“

„London vielleicht; praktisch arbeiten.“

Nun aber hielt Mutter Britten ihre Zeit für gekommen, auch ein Wörtchen mitzureden.

„Ich werde dann sehr allein sein“, stellte sie fest und nahm wieder den Strumpf zur Hand. „Warum hast du denn nie etwas davon gesagt?“

Ann stand auf und küßte sie auf die Stirn.

„Vielleicht kam mir der Gedanke erst heute. Und – wäre ich verheiratet, müßtest du auch viel allein sein. So jedoch werde ich eines Tages zurückkommen und bei dir bleiben, wenn ich Dad helfe.“

„Du sagst das so, als wolltest du nicht heiraten. Was ist mit Lex?“

„Es ist seine Schuld, wenn ich gehe. Du darfst ihm nichts sagen, wenn er fragt. Ich schreibe ihm selbst.“

„Und – wann wirst du abreisen?“

„Es hat noch einige Wochen Zeit.“

Und das war der eine Punkt, in dem sie sich irrte.

*

Lex erschien nicht zum Wochenende.

Die Zeitung am Montag brachte einen kurzen Artikel von Professor Prexler. Er behandelte in eindeutiger Form das Thema der übersinnlichen Wahrnehmungen und erwähnte – wie nebenbei – daß eine Bürgerin der Stadt außerordentliche Fähigkeiten der Telekinese bewiesen habe. Er würde demnächst näher darauf eingehen.

Bob Britten reichte Ann das Blatt zurück, als er die Abhandlung gelesen hatte.

„Er wird sich nicht scheuen, bei nächster Gelegenheit deinen Namen zu nennen. Ich fürchte, dann werden die Reporter unser Haus stürmen.“

Sie war bleich geworden.

„Du meinst, er wird Ernst machen?“

„Unbedingt.“

Sie seufzte.

„Ich muß mich beeilen.“

*

Ihr Schiff ging am Freitag. Ausgerechnet am Freitag!

Heute war Donnerstag. Die Post brachte einen Brief von Professor Prexler. Der Wissenschaftler hatte sie aufgefordert, ihn unverzüglich aufzusuchen, um die Experimente fortzusetzen. Er drohte offen mit Bekanntgabe ihres Namens.

Ann hatte den Brief zerrissen und nicht beantwortet.

Morgen schwamm sie schon auf dem Atlantik.

Nur einen Brief schrieb sie, und der war an Lex Harnahan adressiert. Sie legte ihn zusammen mit dem Ring in ein Päckchen und gab es ihrer Mutter.

„Bringe es morgen zur Post. Lex wird am Samstag oder Sonntag bestimmt hier auftauchen. Ihr werdet ihm doch mit keinem Wort verraten, wo ich bin? Er könnte sich erkundigen – aber er weiß ja nicht, welchen Hafen ich nehme. Trotzdem, seid vorsichtig. Ich möchte ihn nicht auf meinen Fersen wissen. Ich benötige unbedingte Ruhe für mein – für mein Studium.“

Und dann ging alles sehr schnell. Die Eltern brachten sie noch am gleichen Abend zum Zug, erhielten das heilige Versprechen, sofort von ihr zu hören, und dann tauchte Ann Britten unter.

Sie verschwand aus Richmond und hinterließ keine Spur. Auch Lex brachte an diesem Wochenende nichts aus ihren Eltern heraus, obwohl er ihnen den Brief zeigte, den Ann geschickt hatte. Die krassen Gegensätze ihrer Einstellung, schrieb sie, ließen es nicht zu, daß man sich binde. Sie bat ihn, ihr ein guter Freund zu bleiben. Vielleicht hörte man eines Tages wieder einmal voneinander – lauter so dummes Zeug, seiner Meinung nach.

Bob Britten gab ihm den Brief zurück.

„Sie hätten Ann besser kennen müssen“, sagte er ernst.
„Nun ist sie auf und davon.“

„Wohin – ich möchte es wissen. Sagen Sie es mir. Ich verspreche Ihnen, nur zu schreiben.“

„Wir halten unsere Versprechen“, entgegnete Bob Britten mit eigenartiger Betonung, die Lex sofort verstand. Er wurde rot.

„Es war reiner Zufall, daß Anns Name bekannt wurde. Der Autounfall ...“

„... hätte nichts zu sagen gehabt, wenn Prexler nicht durch Sie einiges erfahren hätte, das wollten Sie doch sagen, oder?“

Lex erhob sich.

„Darf ich später einen Brief für Ann bei Ihnen abgeben? Sie werden ihr doch schreiben?“

„Vielleicht“, wick Bob aus.

Lex verabschiedete sich.

Am Dienstag, als Ann schon weit auf dem Atlantik schwamm, leitete der Professor seine Kampagne ein. Er ließ einen Artikel veröffentlichen, in dem er ihren Namen nannte und sie der Verantwortungslosigkeit beschuldigte.

Die Reporter stürmten Brittens Haus – aber der Vater der Gesuchten warf sie wütend aus dem Vorgarten. Er drohte, die Polizei um Schutz zu bitten, wenn sie nicht sofort verschwänden.

Das half.

Unbemerkt jedoch ging die Jagd nach Ann Britten weiter, und der treibende Keil hinter der Aktion war niemand anders als Professor Prexler und – Lex Harnahan, wenn auch beide aus verschiedenartigen Motiven.

Einige Wochen lang brachten die Zeitungen aufregende Berichte über die merkwürdigsten Phänomene. Das bisher recht unbeachtet gebliebene Institut Prexlers rückte in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, bis plötzlich eine Pressestimme die Vermutung laut werden ließ, das Ganze sei nur ein Reklametrick des Professors, der seinen Forschungen den Anstrich des Lächerlichen nehmen und nun einen lebenden Beweis für die Richtigkeit seiner Theorien heranschaffen wolle. Und da sei ihm die Tochter des Wissenschaftlers Britten gerade recht, von der man nicht wisse, wo sie sei.

Es begann ein heftiger Disput zwischen Prexler und dem Anonymus, in dessen Verlauf Ann Britten so gut wie in Vergessenheit geriet.

Die Brittens atmeten auf.

Bis eines Tages Besuch kam.

Bob war gerade nach Hause gekommen und hatte den ersten Brief Anns gelesen, der von ihrer glücklichen Ankunft in London berichtete. Sie habe sofort eine Anstellung in einem größeren Hospital gefunden und könne nebenbei noch Vorlesungen besuchen. Der Brief trug den Absender Elionore Smith und eine Postfachnummer.

Es klingelte. Bob vernahm die Stimme eines Mannes, der ihn zu sprechen wünschte. Marry ließ den Fremden ein.

Es war nichts Auffälliges an ihm. Sein grauer Anzug sah aus, als sei er von der Stange gekauft. Das weiße Hemd und die dezente Krawatte verrieten einen guten Geschmack. Lediglich die Schuhe machten einen wenig gepflegten Eindruck.

Aus dem Gesicht heraus sahen Bob zwei graue, harte

Augen entgegen, die Unnachgiebigkeit und Zielbewußtheit ausdrückten. Die schmale Nase stand über dem genauso schmalen Mund. Das Kinn war eckig und energisch.

Alles in allem ein Typ, mit dem nicht zu spaßen war.

Er trat Bob entgegen, als dieser sich erhob.

„Verzeihen Sie meinen unerwarteten Besuch, Mister Britten, aber ich hatte keine Gelegenheit, mich anzumelden. Mein Name ist Drake, Jeremy Drake. Hier, meine Karte.“

Bob nahm sie und blickte nicht einmal darauf.

„Sie kommen im Auftrage des F. B. I.?“

Nicht einmal der Mundwinkel des Fremden zuckte, so sehr hatte er sich in der Gewalt.

„Meine Anerkennung, Mister Britten. Es stimmt.“

„Setzen Sie sich. Was wollen Sie?“

Jeremy Drake nahm Platz. Er warf Marry, die an der Tür stehengeblieben war, einen kurzen Blick zu. Marry verstand und schloß die Tür – von außen.

„Es handelt sich um diese mysteriöse Sache – nun, Sie werden schon wissen, was ich meine. Professor Prexler hat sich an uns gewandt und darum gebeten, ihm behilflich zu sein. Er betonte, ihre Tochter könne in unrechten Händen eventuell eine Gefahr bedeuten. Ich weiß nicht, wie er das meint, aber ich bin hier, um Sie zu fragen, wo Ihre Tochter sich aufhält.“

„Ich fürchte, da werde ich Ihnen nicht helfen können – ich weiß es selbst nicht.“

Mister Drake lächelte ungläubig.

„Aber, Mister Britten, Sie werden mir doch wohl nicht einen so dicken Bären aufbinden wollen? Sie haben Post

erhalten, und es wäre uns ein Leichtes, nachzuprüfen, ob ein Brief Ihrer Tochter dabei war.“

„Dann tun Sie das nur, aber lassen Sie mich zufrieden.“

Der Mann vom F. B. I. versuchte es anders.

„Na gut. nehmen wir an, Ihre Tochter gilt als vermißt. Warum haben Sie dann noch keine Anzeige aufgegeben?“

„Weil sie uns vor ihrem Verschwinden bat, das nicht zu tun. In unserem Lande ist es doch wohl erlaubt, zu verschwinden, wann immer man das will. Wenigstens solange, wie man nichts verbochen hat. Berichtigen Sie mich, wenn ich irre.“

„Professor Prexler sprach von einer Gefahr.“

„Das bildet er sich ein. Meine Tochter ist keine Gefahr.“

Drake beugte sich vor.

„Hören Sie, Mister Britten, wir wollen mal vernünftig miteinander reden ...“

„Das heißt, bis jetzt sprachen wir Unsinn ...“

„Der Leiter des Institutes für Parapsychologie hat erklärt, daß Ihre Tochter – nun, sagen wir – außergewöhnliche Fähigkeiten besitzt. Sie kann, um nur ein Beispiel zu nennen, entfernte Gegenstände unter ihre Kontrolle bringen. Dokumente etwa oder andere Dinge, die ihr nicht gehören.“

Bob beherrschte sich nur mühsam.

„Meine Tochter ist keine Diebin; sie will nichts als ihren Frieden und ihre Ruhe. Ich bin der Meinung, man sollte Professor Prexler auf seinen Geisteszustand untersuchen.“

„Sie irren, Mr. Britten. Seiner tatkräftigen Mithilfe ist zu danken, wenn bereits drei Menschen mit – mit verwandten Fähigkeiten in den Staatsdienst treten konnten.“

Bob begann allmählich zu ahnen, was man von Ann wollte.

„Sie wollen meine Tochter also nicht deshalb, weil sie eine Gefahr bedeutet, sondern weil sie ihre Fähigkeiten – wenn sie welche besitzt – für Ihre Zwecke ausnutzen wollen. Spionin soll sie werden, nicht wahr? Tut mir leid, aber Sie werden mit meinem Widerstand rechnen müssen.“

Drake lächelte kalt.

„Sie sind ein bekannter Wissenschaftler, Mister Britten, und haben entscheidend an der Entwicklung der Atombombe mitgearbeitet, wenn Sie sich heute auch weigern, in dieser Richtung weiterzuforschen ...“

„Ich habe genug damit zu tun, die Folgen zu studieren und zu bekämpfen.“

„... wenn Sie sich also weigern, weiter mitzumachen, so vergessen wir Ihre Verdienste nicht. Bitte, erklären Sie sich so unsere Rücksicht. Ihre Tochter bedeutet, das wiederhole ich ausdrücklich, eine Gefahr für unser Land, wenn sie – wie Professor Prexler sagt – in unrechte Hände gerät.“

„Ich weiß nicht, wo sie sich aufhält“, knurrte Bob, der nur zu gut wußte, wie recht Jeremy Drake hatte. „Sie wird schon dafür sorgen, daß niemand sie ausnutzt.“

„Übrigens“, sagte Drake plötzlich und zeigte auf den Umschlag, der auf dem Tisch lag, „haben Sie Bekannte oder Verwandte in England?“

Bob beherrschte sich nur mühsam. Er war kein guter Schauspieler und es fiel ihm schwer, jetzt unbefangen zu bleiben. Wie dumm, daß er den Brief nicht schnell genug unter der Zeitung versteckt hatte. Jetzt war es zu spät.

Er nahm den Umschlag auf und legte ihn dann wieder wie etwas Unwichtiges auf den Tisch zurück.

„Das? Eine Nichte meiner Frau in London, wenn Sie es genau wissen wollen. Sie schreibt ab und zu mal – was? Sie meinen doch wohl nicht ...?“

„Ihre Tochter? Aber, Mister Britten, für so dumm halten wir Sie nun auch wieder nicht, einen Brief der Vermißten einfach vor unseren Augen liegenzulassen.“

Bob atmete innerlich auf. Er lächelte.

„Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

Drake erhob sich.

„Danke, Sie haben alles getan, was in Ihrer Macht stand. Ich lasse mich gelegentlich mal wieder sehen. Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung. Ich darf mich verabschieden ...“

Als er gegangen war, ließ er ein Gefühl der Unsicherheit in Bob zurück. Der sonst so mißtrauische F. B. I. war für seinen Geschmack zu leicht und schnell über den Brief aus London hinweggegangen. Dann die letzte Bemerkung dieses Drake.

„Was wollte er?“ fragte Marry.

„Wer? Ach so, der ...! Vom F. B. I. kam er und wollte wissen, wo Ann sei. Ich machte ihn auf unsere demokratischen Rechte aufmerksam. Sie dürfen Ann nur dann suchen, wenn sie sich etwas zuschulden kommen läßt. Und bis heute gibt es kein Gesetz, das Telekinese verbietet.“

Womit er zweifellos recht hatte.

5.

Am 6. August 1970 wurde Ann 25 Jahre alt.

Ihre wenigen Gäste, einige Krankenschwestern und jün-

gere Assistenzärzte, waren früh nach Hause gegangen. Sie räumte auf und setzte sich für einige Minuten auf die Couch im Wohnzimmer.

Die vergangenen vier Jahre waren nicht einfach für sie gewesen. Zuerst immer das Gefühl, verfolgt zu werden, bis dieser Komplex sich endlich legte. Dann die Einsamkeit. Sie besaß keine wirklichen Freunde und niemand, dem sie sich hätte anvertrauen können. Fleißig und zuverlässig tat sie ihre Pflicht in dem großen Hospital als eine der namenlosen Helferinnen.

Sie hieß Elionore Smith und war ein einfaches, natürliches Mädchen. Niemand kümmerte sich um sie, und sie konnte in ihrer Freizeit tun und lassen, was sie wollte. Nur der Chefarzt des Krankenhauses, Doktor Sullivan, war in einige Dinge eingeweiht.

Er wußte, daß sie in Wirklichkeit Ann Britten hieß und von Professor Prexler verfolgt wurde, weil dieser in ihr ein geeignetes Medium zu sehen glaubte. Sullivan, ein eingefleischter Realist, hielt die Forschungen der parapsychologischen Institute für Unsinn und war froh, Ann gegen Prexler behilflich zu sein.

Ann spürte Gewissensbisse, wenn sie daran dachte, wie sehr sie die Gutgläubigkeit ihres Chefs ausnutzte. In diesen vier Jahren, die seit ihrer Flucht vergangen waren, hatte sie einsehen müssen, wie berechtigt die Befürchtungen Prexlers waren.

In diesen vier Jahren war Ann Britten zum ersten ausgewachsenen Exemplar des neuen Menschengeschlechtes geworden. Es mochte noch mehr geben, in allen Teilen der Welt und besonders in Japan, aber die Chancen, daß noch

jemand die eigenen Fähigkeiten entdeckt und entwickelt hatte, waren zu gering.

Ann hatte drei Jahre benötigt, bis sie mit völliger Beherrschung einen Gegenstand im Zimmer herumschweben lassen konnte. Er blieb an jeder beliebigen Stelle stehen, folgte gehorsam ihren stummen Befehlen und kehrte an seinen Platz zurück. Dieses Experiment ließ sich beliebig oft wiederholen.

Sie wurde mutiger.

Die Nachbarin auf der anderen Straßenseite vermißte eines Abends ihr Bügeleisen. Ann hatte es durch das offene Fenster gesehen und zu sich herübergeholt. Schwerelos war es ihrem Willen gefolgt und dann wieder an seinen Platz zurückgekehrt, zur Verwunderung der Besitzerin, die sich nur einen Augenblick umgedreht hatte.

Ein Bügeleisen war immerhin ein Gegenstand, der selbst mit der Hand nicht beliebig jongliert werden konnte. Die unsichtbaren Energieströme Anns behandelten es wie eine Feder.

Sie wurde neugierig. War ihre Fähigkeit auf das Gewicht beschränkt?

In knapp fünfhundert Metern führte die Bahnstrecke vorbei. Sie konnte einen kleinen Teil von ihrem Fenster aus überblicken. Eines Abends, es war schon dunkel, wartete sie auf den fahrplanmäßigen Zug um 21.37 Uhr. Sie sah die Lichter der Lokomotive und schickte ihren Gedankenbefehl aus. Die Maschine verlangsamte sofort ihre Geschwindigkeit, quälte sich gegen ein unsichtbares Hindernis über die hundert Meter weg und beschleunigte dann.

Ann war ermutigt und enttäuscht zugleich.

Am dritten Abend blieb der Zug stehen.

Das war vor einem Jahr gewesen.

Seitdem hatte sie ununterbrochen an sich gearbeitet und war zu einer Vollkommenheit gelangt, die selbst Professor Prexler verblüfft hätte. Ihre telekinetischen Kräfte reichten über das Sichtvermögen hinaus und sie brachte es fertig, leichtere Gegenstände über viele Kilometer hinweg zu sich heranzuholen. Sie mußte nur den Ort kennen und ihn sich genau vorstellen können.

Die Geburtstagsfeier war nicht gerade anstrengend gewesen, aber sie fühlte sich müde. Es mußte bald neun Uhr sein.

Die Eltern hatten geschrieben, daß sie zurückkehren könne. Niemand kümmere sich mehr um sie, und auch Prexler habe sich nicht mehr gemeldet. Aber Ann wußte, daß ihr Auftauchen in Richmond eine Sensation und zugleich der Beginn einer neuen Hetzjagd bedeuten würde. Nein, sie fühlte sich in London wohl, wenn auch sehr einsam.

Manchmal dachte sie an Lex Harnahan. Vater schrieb, er käme regelmäßig jeden Monat einmal vorbei und erkundigte sich nach ihr. Geschrieben hatte er nicht mehr, seit seine ersten Briefe unbeantwortet blieben. Vielleicht tue ich ihm unrecht, dachte Ann wehmütig. Im Grunde hatte er recht. Wäre ich nicht Ann Britten, ich bedeutete für die ganze Welt eine ungeheure Gefahr.

Ich bin ein Monster, gestand sie sich ein. Ein richtiges Monster, in dessen Händen das Schicksal der Menschheit liegt. Ich kann Autos zusammenstoßen und Züge entgleisen lassen. Ich kann jede Bank ausrauben. Wenn ich will, kann ich die Erdsatelliten aus ihrer Bahn bringen und in die

Sonne stürzen lassen. Vielleicht kann ich sogar die Atombombenvorräte der Welt zur Detonation bringen und damit den Planeten vernichten ...

Sie wurde plötzlich sehr blaß. Zitternd saß sie auf der Couch und starrte ins Leere. Wie eine eiskalte Hand griff der Schreck nach ihrem Herzen, als sie sich ihrer unbegrenzten Macht bewußt wurde. Sie, ein junges Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, stellte die größte Bedrohung menschlicher Existenz dar. Dieses Wissen war mehr, als sie auf die Dauer allein würde ertragen können. Sie brauchte jemand; einen Menschen, der sie verstand und der ihr vertraute.

Lex Harnahan?

Sie stand auf und ging zum Fenster. Die Leuchtreklamen der nicht weit entfernten Hauptstraße gaben genügend Helligkeit, die grauen Häuserwände, die einzelnen Erker und abgedunkelten Fenster erkennen zu lassen. Gegenüber auf dem Balkon saß der alte Pensionär und genoß den lauen Sommerabend. Sie konnte seine Umrisse in der künstlichen Dämmerung genau erkennen. Er lag in seinem Liegestuhl und sah hinauf in den angestrahlten Himmel. Vielleicht suchte er die Sterne, die von den Lichtern der Stadt ver scheucht worden waren.

Nur wenige Autos glitten unter ihrem Fenster dahin. Oben in dem Dunst zog eine Verkehrsmaschine mit blinkenden Positionslampen dahin. Sie flog nach Westen. Ann sah hinter ihr her, und die Versuchung wurde übergroß, die Maschine zur Landung zu zwingen.

Sie riß sich von dem Anblick der höhnisch blinkenden Lichter los und kehrte ins Zimmer zurück.

Das war die Gefahr: die Grenzen der Macht erkennen zu wollen!

Sie wußte nur zu genau, daß es ein Kinderspiel sein würde, das Flugzeug einfach vor eine unsichtbare Mauer rennen zu lassen oder sanft herabzuholen, aber sie wollte es *sehen*. Der Wunsch war übergroß und bezwang sie fast mit hypnotischer Gewalt.

Nur ein wenig Konzentration und ...

Es klopfte an der Tür.

Sie wohnte im vierten Stock und hatte zwei Zimmer, für sich abgeschlossen. Noch zwei weitere Parteien teilten sich mit ihr die ehemals sicherlich große und komfortable Wohnung. Ihre Türen führten alle auf den gleichen Gang.

Hatte jemand von der Geburtstagsgesellschaft etwas vergessen und kam, es zu holen? Wenn ja, dann sicherlich dieser junge Doktor Berningham, der eben am liebsten geblieben wäre. Nun, sie würde ihn schon entsprechend abfertigen.

Es war nicht Doktor Berningham, sondern ein Fremder.

Er stellte den Fuß zwischen die Tür, stieß Ann zurück und kam hinter ihr her. Hinter sich schloß er die Tür wieder.

„Setzen Sie sich!“ befahl er und vergewisserte sich, daß sie allein war. „Sie haben nichts zu befürchten; ich wünsche nur einige Auskünfte. Sie sind Miß Ann Britten?“

„Ich heiße Elionore Smith. Was wollen Sie? Ich werde ...“

„Nichts werden Sie, Miß Britten. Es hat drei Jahre gedauert, bis ich Sie gefunden habe. Meine Kollegen vom Pentagon arbeiten zu nachlässig. Vielleicht hatten sie auch zu wenig Vertrauen zu Ihnen – nun, sagen wir mal: Begabungen.“

„Wer sind Sie?“

„Tut das was zur Sache? Ich bin ein Bewunderer Ihres Könnens, Miß Britten. Sie brauchen mir auch nichts vorzumachen, denn seit einem Jahr beobachte ich Sie. Ich bin mir vollkommen sicher. Also: kommen Sie freiwillig mit mir?“

„Sie sind verrückt, Mister ...“

„Absolut nicht, meine Teuerste. Sehr normal, glauben Sie mir. Also: wie steht es? Freiwillig – oder Gewalt?“

Ann saß reglos auf der Couch. Warum hatte sie auch die Tür so achtlos geöffnet und gedacht, lediglich der lästige Berningham sei gekommen, um ihr einen neuerlichen Antrag zu machen? Es war ihre eigene Schuld, in diese Lage geraten zu sein. Wie durfte sie annehmen, die Hexenjagd auf sie sei beendet. Die Quittung für ihren Leichtsinn stand nun vor ihr.

Der Fremde machte keinen schlechten Eindruck, lediglich seine kalten, grauen Augen verrieten harte Entschlossenheit und einen unbeugsamen Willen. Sie hatten ihr den rechten Mann nachgeschickt.

Er hielt die rechte Hand in der Jackentasche, und sie wußte, daß er dort eine Waffe verbarg. Es war sinnlos, etwas unternehmen zu wollen. Zum erstenmal seit langer Zeit beschlich sie so etwas wie Angst.

„Wer sind Sie?“ wiederholte sie. „Kommen Sie von Professor Prexler?“

„Er hat mir lediglich Hinweise gegeben – wenn auch ohne es zu wissen“, gab er zu. „Ich erkläre ihnen später alles. Zuerst verreisen wir.“

„Ich rühre mich nicht von der Stelle, wenn Sie mir nicht

sagen, was Sie mit mir vorhaben. Lassen Sie Ihre Pistole ruhig in der Tasche, Mister.“

Zum erstenmal lächelte er. Gelassen setzte er sich ihr gegenüber auf den Sessel. Achtlos schob er eine leere Weinflasche beiseite, damit er sie ungehindert sehen konnte.

„Sie dürfen mich nicht für einen Gangster halten, Miß Britten. Unsere Methoden muten oft seltsam an, aber manchmal kommen wir nicht anders zum Ziel. Wir benötigen Sie, Miß Britten.“

„Sie benötigen mich?“ dehnte sie. „Wer – und wozu?“

„Es wäre mir lieber, wir hätten uns an einem anderen Ort darüber unterhalten können, aber es widerstrebt mir, Ihnen gegenüber Gewalt anzuwenden. Wir wollen doch gute Freunde werden.“

„Was Sie mir bis jetzt boten, wird kaum dazu beitragen.“

„Hätten Sie mich in Ihre Wohnung gelassen, wenn ich höflich dar um gebeten hätte? Na also, so dumm sind Sie auch wieder nicht. Verzeihen Sie also mein ungebetenes Eindringen. Übrigens, Sie sollten mich Miller nennen. Einfach Miller, das genügt.“

„Und in wessen Auftrag arbeiten Sie, Mister Miller?“

„In meinem eigenen, wenn Sie das beruhigt. Natürlich besitze ich einige Freunde mit gleichen Zielen.“

„Pentagon – das erwähnten Sie doch vorhin?“

„Weder Pentagon noch der Kreml.“

Ann wartete. Wenn Miller die Wahrheit sagte, stimmte keine ihrer Vermutungen. Wie aber sollte sie wissen, ob man sie nicht belog?

„Wer also?“ fragte sie.

„Neutral, Miß Britten. Wir sind, genau wie Sie, Gegner eines atomaren Konfliktes. Wir wissen, daß Ihr Vater sich sträubte, weiter in dieser Richtung zu arbeiten. Wir wissen, welches seine Befürchtungen sind. Wir wissen auch, wie Sie denken – und wir denken ähnlich. Lediglich vertreten wir die Auffassung, daß man die Großmächte zwingen sollte, auf weitere Versuche zu verzichten, ehe es zu spät ist. Wir hoffen, dabei Ihre Unterstützung zu finden.“

Das klang überzeugend – soweit es die Ziele betraf. Ann aber blieb mißtrauisch. Warum trat man ihr nicht offen entgegen, sondern benutzte diese mehr als anrühige Methode glatter Erpressung? Woher kannte man ihre Einstellung?

„Wie – wie stellen Sie sich das vor?“

„Haben Sie nicht selbst schon oft genug darüber nachgedacht, Miß Britten? Wenn die Regierungen wissen, daß eine neue Art von Mensch im Entstehen begriffen ist, entstanden aus den Trümmern von Hiroshima und der Strahlung nachfolgender Bomben, sollte sie das von der drohenden Gefahr überzeugen. Sicher, Sie stehen allein da und sind somit ein Ausnahmefall. Wer soll wissen, ob nicht bereits eine ganze Organisation besteht? Vor Ihnen allein wird sich niemand fürchten; aber vor einer Organisation von Übermenschen wird selbst die UNO kapitulieren, wenn es sein muß. Man muß sie nur zu überzeugen wissen, daß diese Organisation besteht.“

„Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?“

„Das wird unsere Sorge sein. Ihre Aufgabe ist es lediglich, Ihre telekinetische Fähigkeit im geeigneten Moment einzusetzen. Wir sorgen für die entsprechenden Ultimate

und kündigen eine Demonstration zum Beweis unserer Macht an. Sie haben nichts anderes zu tun, als diese Demonstration zu veranstalten.“

„Zum Beispiel?“

Er schüttelte den Kopf.

„Wie soll ich das jetzt schon wissen? Vielleicht versetzen Sie die Freiheitsstatue oder lassen einige Diplomaten mit der Maschine abstürzen. Jedenfalls gilt es, den Staaten unseren Willen aufzuzwingen.“

Irgend etwas an seiner Stimme gefiel ihr nicht. Was er sagte, klang vernünftig und entsprach ihren eigenen Vorstellungen, aber die geplante Demonstration zerstörte diesen Eindruck wieder.

Sie sah ihn an.

„Hören Sie, Mister Miller, ich muß mir Ihr Angebot überlegen. Sie werden verstehen, daß ich nicht so einfach alles aufgeben kann, was ich mir in vier Jahren aufbaute. Ihre Ziele in Ehren, aber ich benötige Gewißheit, wer Sie sind. Vielleicht nehme ich dann einen Urlaub und helfe Ihnen. Mein Vater hat mir sehr anschaulich die Gefahren weiterer Experimente geschildert. Eine neue Generation mit stärker entwickeltem Gehirn kann die Menschheit, wie wir sie kennen, auslöschen. Ich übe Verrat an einer zukünftigen Rasse, und ich tue es nur deshalb, weil die Zeit für sie noch nicht reif ist. Einmal jedoch wird die Erde von Supermenschen beherrscht werden, und sie werden mich als einen Abtrünnigen bezeichnen.“

Miller winkte ab.

„Unsinn! Sie sind eine einmalige Ausnahme, mehr nicht. Wenn wir gegen die Atombombe sind, dann nur deswegen,

weil sie selbst es ist, die unser Leben bedroht. Gelegentliche Mutationen sind unbedeutend.“

„Ich sehe, wir denken verschieden und sehen beide eine andere Gefahr. Trotzdem haben wir das gleiche Ziel. Vielleicht kann eine Zusammenarbeit also doch noch Zustandekommen. Ich stelle jedoch meine Bedingungen: ich will genau wissen, wer hinter Ihrer Organisation steht. Ohne eine definitive Antwort weigere ich mich, auch nur den kleinen Finger zu rühren ...“

Miller zuckte die Achseln.

„Ich fürchte, wir haben schon zuviel Zeit verloren. Leider kann ich Ihrem Wunsch nach mehr Sicherheit nicht entsprechen. Ich habe lediglich meinen Auftrag und führe ihn aus. Alles andere können Sie dem Chef selbst sagen. Sie kommen mit mir.“

Erneut fühlte sie den inneren Widerstand und das Mißtrauen. Miller log, das wußte sie nun. Man kannte sie genau, um Ziele vorgeben zu können, die ihrer Anschauung entsprachen. In Wirklichkeit jedoch, das ahnte sie nun mit Sicherheit, steckte etwas anderes dahinter.

„Ich werde nicht mit Ihnen kommen, Mister. Notfalls kann ich meine Absichten auch ohne Sie durchsetzen. Lassen Sie mich in Ruhe; damit dienen Sie Ihrer eigenen Sache am besten.“

Sie sah, daß Miller mit sich kämpfte. Wahrscheinlich wußte er nicht, ob er die Maske bereits fallenlassen sollte, oder ob es noch zu früh dazu war. Schließlich stand er auf und nahm die rechte Hand endlich aus der Tasche. Der Lauf des kleinen Revolvers richtete sich auf Ann.

„Leider habe ich keine Verhandlungsvollmachten, Miß

Britten. Ich muß Sie bitten, mich zu begleiten. Mein Wagen wartet unten vor der Tür. Wir kehren später zurück und holen alle Gegenstände, die Sie mitzunehmen wünschen.“

In diesem Augenblick wußte Ann, daß sie allein war. Der schwache Hoffnungsschimmer, ihre Aufgabe mit Hilfe Gleichgesinnter durchführen zu können, schwand von einer Sekunde zur anderen. Miller war ein Gangster, das wurde ihr klar. Vielleicht gehörte er einer Gruppe an, die ihre privaten Ziele verfolgte und sogar die Weltherrschaft anstrebte.

Sie sah in den Lauf der Pistole und versuchte, sich zu konzentrieren. Wenn es ihr gelang ...

„Kommen Sie jetzt. Ich verstehe genügend von diesen Dingen, um zu wissen, daß ich Sie ablenken kann. Eine Kugel können Sie nicht aufhalten, während ich mit Ihnen spreche ... oder? Beeilen Sie sich, sonst wird mein Mann unten ungeduldig.“

Er hatte recht. Sie fühlte, wie hilflos sie war. Vielleicht, wenn sie alle anderen Gedanken abschirmen konnte ...

„Stehen Sie auf und gehen Sie voran. Ich werde Sie töten, wenn Sie nicht das tun, was ich Ihnen befehle. Mit einigen Sätzen bin ich im Auto, glauben Sie mir ...“

Wenn er doch nicht immer spräche!

„Ja, schön brav so – und nicht umdrehen. Gehen Sie nur, ich komme nach. Die Pistole habe ich nun wieder in der Tasche. Wir sind zwei alte Bekannte, die noch ein wenig bummeln gehen, einverstanden? Und keine Dummheiten, wenn ich bitten darf. Sie müssen doch einsehen, daß es eine Schande ist, wenn Ihre wunderbaren Fähigkeiten so brachliegen und verkümmern ...“

Sie hätte ihm sagen können, daß gerade das nicht stimme und sie ja alles tue, sie zu vervollkommen, aber sie blieb stumm. Sie mußte auf ihre Gelegenheit warten und sie nutzen, bevor es zu spät dazu war.

Mit einemmal spürte sie die Ruhe, die über sie kam. Langsam stieg sie die Treppen hinab, von dem Fremden dicht gefolgt. Niemand begegnete ihnen, das Haus war wie ausgestorben. Sonst gelang es ihr nie, unbemerkt ihre Wohnung zu verlassen, aber ausgerechnet heute schien sich niemand um ihre Geflogenheiten kümmern zu wollen.

Der zweite Stock, Parterre – nun der lange Gang und die Haustür.

„Öffnen Sie jetzt die Haustür; der Wagen steht genau davor auf der Straße. Gehen Sie darauf zu, ohne nach rechts oder links zu sehen und steigen Sie ein. Viel Verkehr ist ja jetzt nicht mehr. Kommen Sie nicht auf die Idee, einen Passanten anzusprechen ...“

Die Tür war noch nicht verschlossen.

Der runde Metallknopf fühlte sich an wie Eis. Zögernd drehte sie ihn, immer noch nach einem Ausweg suchend. Vielleicht war es noch zu früh und sie mußte warten, bis ihre Entführer sorgloser wurden. Auf der Fahrt bot sich am leichtesten eine Möglichkeit.

Sie drückte die Tür auf und sah den schwarzen, geschlossenen Wagen. Ein Mann blickte gelangweilt aus dem herabgedrehten Fenster. Als er sie bemerkte, beugte er sich vor und startete den Motor.

Dann rief er leise:

„Beeilung, Miller! Da vorn kommt eine Streife ...“

Ann stolperte, als der Mann hinter ihr sie kräftig in den

Rücken stieß. Aber seine Absicht, sie zur Eile anzutreiben, hatte den gegenteiligen Erfolg. Ann verlor den Halt und stürzte. Sie streckte unwillkürlich die Hände vor und fing den Aufprall ab.

Noch während sie fiel, arbeitete ihr Gehirn fieberhaft.

Eine Streife! Vorn!

Der Wagen stand mit dem Kühler nach rechts, also näherte sich die Streife von dort. Es mußten mindestens zwei Polizisten sein. Die Entführer würden es nicht wagen, auf sie zu schießen, wenn sie den Versuch unternahm ...

Miller wäre fast über sie gefallen, aber sie handelte blitzschnell, ohne weiter zu überlegen. Ihre Bewegungen flossen ineinander über; aus der Fallstellung wurde die typische Haltung eines Sprinters vor dem Start. Die angezogenen Knie gaben ihr die Möglichkeit, ohne weitere Vorbereitungen davonzuschnellen, ehe Miller sich bückte. Sie glitt ihm förmlich aus den Händen.

Die beiden Uniformen der Polizisten hoben sich deutlich vom hellen Hintergrund der Hauptstraße ab, während sie selbst aus dem Dunkel kam. Hinter ihr stieß Miller einen ärgerlichen Fluch aus, und sie hörte, wie er zu laufen begann. Dann aber knallte ein Wagenschlag, der Motor heulte auf und die Reifen quietschten.

Ann sprang in den nächsten Hauseingang und drückte sich gegen die Wand. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie hatte nur den einen Gedanken jetzt: den Wagen in eine andere Richtung zu lenken.

Das schwarze Fahrzeug näherte sich ihr viel zu schnell, aber es machte keine Anstalten, die Geschwindigkeit zu drosseln. Die Streife schien zu nahe.

Die beiden Polizisten blieben stehen, als das schwarze Auto plötzlich mitten auf der Fahrbahn seine Richtung änderte und genau auf sie zukam. Die Scheinwerfer stachen ihnen grell in die Augen, aber es blieb ihnen Zeit genug, rechtzeitig beiseite zu springen. Dann raste das Vehikel, an dessen Steuer ein Verrückter sitzen mußte, den Bordstein herauf und krachte in voller Fahrt gegen die Häuserwand.

Die Scheinwerfer erloschen in dem berstenden Aufprall. Jemand schrie, der Motor erstarb – und dann war Stille. Nichts rührte sich mehr.

Ann sah von ihrem Versteck aus, wie die beiden Polizisten zur Unglücksstelle eilten und versuchten, die verbeulten Türen zu öffnen. Für einen Augenblick kämpfte sie mit dem Verlangen, ihnen ihre Unterstützung anzubieten, um den Verletzten zu helfen, aber dann siegte ihre Vorsicht.

Sie hätte ihren wirklichen Namen angeben müssen. Vielleicht hätte man sie sogar in Zusammenhang mit dem Unglück gebracht, denn die Streife hatte sicherlich beobachtet, daß der Wagen vor ihrer Haustür gehalten hatte.

Jemand lief an ihr vorbei, ohne sie zu sehen. Einige Fenster öffneten sich; Rufe wurden laut.

In der allgemeinen Verwirrung gelang es Ann, unbemerkt die wenigen Schritte zurückzugehen und ins Haus zu treten. Niemand begegnete ihr. Sie atmete erst auf, als sie die Tür hinter sich verschlossen wußte und atemlos auf die Couch sank.

Sie begriff nicht recht, was geschehen war. Ihr bloßer Wunsch hatte genügt, die Entführer verunglücken zu lassen. Es war nicht ihre Absicht gewesen, und nun waren sie vielleicht sogar schwer verletzt. Oder gar tot.

Draußen heulte die Sirene eines Unfallwagens.

Es war Notwehr gewesen, sagte sie sich. Sie hatte den Wagen in eine andere Richtung lenken wollen, mehr nicht. Vielleicht hatte der Fahrer gespürt, daß ihm das Fahrzeug nicht mehr gehorchte und das Steuer zu scharf herumgerissen. In der Verwirrung hatte er das Gaspedal niedergedrückt, und dann war es eben geschehen.

Es war nicht ihre Schuld. Warum ließ man sie auch nicht in Ruhe?

Ein weiterer Unfallwagen näherte sich.

Sie stand auf und schritt zum Fenster. Knapp dreißig Meter schräg unter ihr stand ein Ring von Menschen um das eingedrückte Auto. Jetzt teilte sich die Ansammlung, und man brachte zwei Tragbahren mit reglosen Gestalten.

Ann wich zurück und verschloß das Fenster. Die plötzliche Ruhe tat ihr gut. Langsam begann sie, sich zu entkleiden. Erst als sie im Bett lag, kehrte die ruhige Überlegung zurück.

Es war sinnlos, erkannte sie, sich Vorwürfe zu machen. Es traf sie keine Schuld an dem Vorgegangenen. Sie wußte ja nicht einmal, wer dieser Miller gewesen war. Er hatte sie gegen ihren Willen entführen wollen.

Und langsam begann sie zu ahnen, daß sie in einer schrecklichen Gefahr geschwebt hatte, die noch größer war, als sie zu erkennen glaubte. Vielleicht ...

Sie schauderte zusammen und versuchte zu schlafen.

Draußen heulten Sirenen, als die Krankenwagen abfahren. Undeutlich nur drang das Geräusch durch die verschlossenen Fenster in ihr Zimmer und verfolgte sie bis in ihre Träume.

Als sie am anderen Morgen zur Bushaltestelle ging, waren die Spuren des nächtlichen Unfalles bereits beseitigt worden. Sie sah den abgesplitterten Mörtel an der Hauswand und schauderte zusammen. Um einen rostigbraunen Flecken auf dem Bürgersteig machte sie einen großen Bogen.

*

Dr. Sullivan sah sie über die Brille hinweg an.

„Ihre Hände zittern, Miß Britten – eh – Miß Smith. Sie sind zu spät ins Bett gegangen gestern, nicht wahr? Ja, die Jugend! Als ich fünfundzwanzig wurde ...“

Sie schüttelte den Kopf und legte die Akte in das dafür vorgesehene Fach.

„Ich habe nur schlecht geschlafen, Doktor.“

„So“, machte er wenig überzeugt. „Schlecht geschlafen? Legen Sie sich etwas hin; es ist nicht viel zu tun heute. Einige Unfälle ...“

„Unfälle?“ Sie erschrak und wurde blaß.

Nun wurde Sullivan doch aufmerksam.

„Was haben Sie denn, Miß Smith? Bedrückt Sie irgend etwas? Ich kenne Sie als einen ruhigen und zuverlässigen Menschen. So nervös habe ich Sie noch nie gesehen. Ich glaube, Sie benötigen einen Urlaub.“

„Nein, Doktor, Sie irren. Ich fühle mich sehr wohl ...“

„Meinen Sie? Nun, Sie sollten es wissen. Die Neuzugänge müssen noch in die Kartei eingetragen werden. Machen Sie das inzwischen. Ich gehe mit Oberschwester O’Patrik die erste Visite. Bis gleich.“

Sie wartete, bis er den Raum verlassen hatte, ehe sie mit ihrer Arbeit begann.

Ein Mister Miller war nicht bei den Eingelieferten, aber das hatte nicht viel zu besagen. Der Name stimmte ohnehin nicht.

Als der Chefarzt zurückkehrte, zog er eine zusammengefaltete Zeitung aus der Manteltasche. Er breitete sie aus und legte sie auf den Tisch.

„Haben Sie in der Nacht nichts gehört, Miß Smith? Es muß ganz hübsch in Ihrer Straße gekracht haben. Vielleicht schliefen Sie deswegen so schlecht.“

Ann sah ihn fragend an.

„Ich verstehe nicht recht ...“

„Schwerer Unfall in der Hardingstreet, ganz in Ihrer Nähe. Ich habe Ihnen doch die Wohnung selbst besorgt, und ein gutes Gedächtnis habe ich auch. Muß direkt unter Ihrem Fenster gewesen sein.“

„Es – es steht in der Zeitung?“

„Also doch! Na, nun weiß ich wenigstens, warum Sie so blaß aussahen heute. Das hätten Sie gleich sagen können. Es steht in der Zeitung. Lesen Sie selbst.“

Zögernd zog sie das Blatt näher zu sich heran. Es war eine unscheinbare Notiz unter den Unfallmeldungen.

Sie las:

SCHWERER UNFALL IN DER HARDINGSTREET

Eigener Bericht. – In der vergangenen Nacht raste ein mit zwei Personen besetzter Ford in voller Fahrt gegen eine Hauswand. Beide Insassen wurden auf der Stelle getötet. Bisher fehlt jeder Hinweis auf ihre Identität.

Ann schob die Zeitung von sich.

„Ich hörte es. Als ich zum Fenster ging und hinabschaute, sah ich gerade, wie die Unfallwagen hielten. Das Auto war völlig zertrümmert.“

„Aber es brannte nicht aus?“

„Nein; warum fragen Sie?“

Sullivan hielt den Kopf etwas schief.

„Dann verstehe ich nicht, warum man die Identität der Toten nicht feststellen konnte. Sie müssen doch Papiere dabei gehabt haben. Meinen Sie nicht auch?“

Für eine Sekunde bewunderte sie seinen Scharfsinn. Die so harmlos aussehende Meldung besagte zumindest, daß mit den beiden Toten etwas nicht in Ordnung war. Sie hatten keine Papiere besessen. Außerdem mußte die Wagennummer falsch gewesen sein, denn sonst hätte man den Besitzer feststellen können.

„Ja“, nickte sie, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

Er lächelte.

„Ich wollte in meiner Jugend immer gern Chefinspektor von Scotland Yard werden“, gab er zu. „Ich wette, die Polizei wird sich noch mit dem Unfall befassen müssen. – Haben Sie die Neuzugänge eingetragen?“

Sie nickte schnell. Ein Glück, daß er das Thema wechselte.

Er kam auch nicht mehr darauf zurück, obwohl sie es kaum für möglich hielt, daß er die Zeitungsnotiz am folgenden Tage übersehen hatte.

Sie lautete:

UNFALLTOD ERSPART DEM HENKER ARBEIT

Eigener Bericht. – Die beiden Toten von der Hardingstreet konnten inzwischen identifiziert werden. Es handelt sich

nach Angaben der Polizei um Peter Kelly, den geflohenen Raubmörder, der vor einigen Wochen zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Der zweite Insasse des Unglückswagens wird als ‚unbedeutendes Mitglied einer ausländischen Botschaft‘ bezeichnet, dessen Name geheimgehalten wird.

Ann erschrak nachträglich und sagte sich, daß sie künftig ständig in Gefahr schwebte. Die Bande würde es nicht bei dem ersten Versuch lassen. Vielleicht war es besser, eine neue Wohnung zu suchen.

Aber sie verschob es von Tag zu Tag; und als sie keine Anzeichen entdecken konnte, daß man sie beobachtete oder verfolgte, stieg ihre Selbstsicherheit erneut an. Vielleicht hatte der Unfall die Unbekannten gewarnt. Sie wußten, daß mit ihr nicht zu spaßen war. Und – man überschätzte sie gewiß.

Ann jedoch blieb in den kommenden Wochen und Monaten nicht müßig. Der Zwischenfall hatte sie gelehrt, daß noch etwas anderes dazu gehörte, endgültige Vollkommenheit zu erlangen: sie mußte ihr Bewußtsein spalten können.

Es mußte ihr gelingen, ihre Konzentration zwei verschiedenen Gegenständen zuzuwenden, ohne an Intensität einzubüßen. Das Gehirn mußte sich daran gewöhnen, zwei verschiedene Aufgaben gleichzeitig zu bewältigen. Der normale Teil mußte unabhängig von der transzendenten Partie weiterarbeiten.

Sie versuchte es zu Hause, indem sie das Radio einschaltete und einen Vortrag aufmerksam verfolgte, während sie gleichzeitig die Deckenleuchte in Schwingungen versetzte.

Sie benötigte vier Monate, bis ihr das gelang.

Danach ging es schneller.

Bald konnte sie in der Klinik mit Doktor Sullivan sprechen und ihm antworten, während sie hinter seinem Rücken die Gegenstände auf dem Schreibtisch versetzte, ohne sie auch nur zu sehen. Es genügte, sich zu *erinnern*, wo sie lagen.

Die Monate wurden zu einem Jahr. Dann zwei Jahre.

Sie fühlte sich wieder sicher, denn nie mehr hatte sie etwas von jenen Leuten gespürt, die hinter dem angeblichen Miller standen. Aber die politische Lage erinnerte sie an ihre Aufgabe.

Heute schien die Sonne besonders warm, und sie ging nach dem Dienst nicht sofort nach Hause. Gegenüber von der Klinik lud ein Gartenrestaurant sie ein, einmal das Kochen sein zu lassen.

Eigentlich kam ihr der Gedanke erst, als sie – durch den Hinterausgang kommend – bereits auf der Seitenstraße war. Sie machte einen kleinen Umweg und betrat das Restaurant durch den Garten. Sie fand einen freien Tisch und setzte sich. Von hier aus konnte sie alles übersehen, bis hinüber zum Haupteingang der Klinik. Wagen hielten dort und fuhren wieder an. Viele ihrer Kolleginnen wurden abgeholt.

Für einen Augenblick spürte sie das Verlangen, nicht mehr so allein sein zu müssen, aber sie bekämpfte die unausgesprochene Sehnsucht, wie das bereits seit Jahren geschah. Die Verantwortung, die auf ihr lastete, drängte die natürlichen Gefühle zurück. Sie hatte zwei Pflichten zu tragen, wie sie auch zwischen zwei Fronten stand. Sie war

selbst das erste offensichtliche Ergebnis radioaktiver Erbbeeinflussung und somit der Vorbote einer neuen Rasse und ihr Vertreter. Gleichzeitig vertrat sie die Mitschuld ihres Vaters und wollte sein Vergehen schmälern, indem sie half, seinen Wunschtraum zu verwirklichen. Sie konnte es nur, weil seine Mitschuld sie zu einem Übermenschen hatte werden lassen. Seine Schuld also ermöglichte erst das Gute.

Es war eine sehr komplizierte Situation, und manchmal wurde sie selbst nicht mehr daraus klug, aber sie wußte mit hartnäckiger Sicherheit, welchen Weg sie einzuschlagen hatte. Die Angst vor der Entscheidung jedoch zwang sie immer wieder, den Beginn der geplanten Aktion hinauszuschieben.

Sie begann sogar zu zweifeln, daß sie ihre Absichten allein und ohne Hilfe durchführen konnte.

Die Kellnerin kam. Ann bestellte eine Kleinigkeit zu essen und einen Kaffee. Dann blieben ihr noch einige Minuten der angenehmen Untätigkeit, die das Warten auf eine Mahlzeit ausfüllten, zu der jeglicher Appetit fehlte.

Sie sah Doktor Sullivan in seinen Wagen klettern und davonfahren. Er würde in zehn Minuten zu Hause sein, in seinem kleinen Heim am Rande der Großstadt. Eine freundliche und liebenswerte Frau würde ihn empfangen – seine Frau. Zwei Töchter – eine davon bereits verheiratet – vervollständigten die Familie.

Sie beneidete ihn heimlich, ohne es sich selbst zugeben zu wollen. Wenn sie gewollt hätte, könnte auch sie heute ein Heim besitzen, Gattin eines Mannes sein – und vielleicht sogar Kinder haben.

Aber Unsinn. Man hätte sie daran gehindert.

Die Kellnerin kam und setzte das Tablett ab.

„Ziemlicher Betrieb heute“, stellte sie dabei fest und sah für einen Augenblick hinauf in den klaren, blauen Himmel. „Bei dem Wetter auch kein Wunder.“

Ann gab ihr geistesabwesend recht und nickte. Die Kellnerin zog etwas beleidigt ab, weil ihre doch sicherlich richtige Bemerkung kein weiteres Echo fand.

Ohne zu wissen, wie der Kartoffelsalat und die Würstchen schmeckten, aß Ann. Lediglich der starke und heiße Kaffee weckte ihre Lebensgeister und ließ sie das sehen, was sie vielleicht sonst nicht bemerkt hätte.

Und dann, als die Erkenntnis ihr Bewußtseinszentrum erreichte, als die vage Gedankenspielerei zur plötzlichen Gewißheit wurde, traf es sie wie ein Schlag.

Fünf Tische von ihr entfernt saß Lex Harnahan und beobachtete aufmerksam den Ausgang der Klinik.

Ann stellte langsam den Kaffee auf den Tisch zurück, obwohl ihre Hände wie Espenlaub zu zittern begannen. Alles Blut strömte zu ihrem Herzen und sie sagte sich, daß es Angst sei. Angst vor der Entdeckung und noch viel mehr Angst vor der unwiderlegbaren Tatsache, daß Lex ihre Spur gefunden hatte. Und was Lex gelungen war, konnte auch anderen gelungen sein.

Es war also weniger Lex, der ihr diesen Schrecken einjagte, als die Erkenntnis, daß sie sich nicht genügend gut versteckt hatte. Immerhin, tröstete sie sich schnell, hatte es sechs Jahre gedauert.

Er wandte ihr den Rücken zu und musterte jede Frau, die aus der Klinik kam. Er war mit seinen Beobachtungen so

beschäftigt, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, die Gäste des Restaurants näher in Augenschein zu nehmen. Hätte sie heute das Krankenhaus wie immer durch das Hauptportal verlassen, würde er sie sofort entdeckt haben.

Ihr erster Impuls war, aufzustehen und das Gartenlokal zu verlassen. Die Kellnerin kannte sie, und sie konnte morgen bezahlen. Aber dann zögerte sie.

Noch vor einer Minute war es ihr größter Wunsch gewesen, nicht mehr allein sein zu müssen. Und nun, da der einzige Mensch – außer ihren Eltern –, der als Gesellschaft in Betracht kam, einige Meter von ihr entfernt saß und auf ein Zeichen von ihr wartete, überwog erneut die Vorsicht alle Gefühle.

Warum war er ihr gefolgt? Liebte er sie immer noch, obwohl er nicht mehr geschrieben hatte? Oder – handelte er im Auftrag der Regierung?

Ihre kleinen Hände ballten sich unmerklich zu Fäusten.

Die Regierung? Sie hatte keine Angst mehr vor der Regierung. Sie war stärker als sie alle. Wenn sie wollte, würden alle ihre Verfolger vor eine unsichtbare Energiebarriere rennen. Selbst mit Gewehrschüssen konnten sie ihr nicht mehr beikommen. Sie war kein normaler Mensch mehr, sondern ein Supermensch, ein Ungeheuer, ein unbesiegbares Monster.

Und so eindringlich wie noch nie zuvor erkannte sie plötzlich die ungeheure Gefahr, die sie darstellen konnte. Lex hatte das damals ganz richtig erkannt. Jemand, der nicht die absolute Reinheit ihrer Beweggründe besaß, konnte die gesamte Zivilisation vernichten. Und welcher Mensch kann auf die Dauer allen Versuchungen widerstehen?

Konnte sie, Ann, das wirklich?

Konnte sie es, wenn sie allein blieb?

Wenn sie nur wüßte, wie es hinter der Stirn Lex Harnahans aussah. Welches waren seine wahren Motive, ihr zu folgen und sie zu suchen. Vielleicht war es sogar reiner Zufall gewesen, und er saß jeden Tag vor einer anderen Klinik. Er konnte einen ihrer Briefe an die Eltern gesehen und sich einen Vers darauf gemacht haben. Der Zusammenhang war nicht schwer zu erraten.

Sie hatte ganz vergessen, daß sie so schnell wie möglich von hier verschwinden wollte. Außerdem, sagte sie sich, würde sie jetzt nie mehr vor ihm sicher sein. Einmal mußte er sie finden.

Wenn sie hingegen den ersten Schritt tat, würde er seine überlegene Stellung verlieren, und die Initiative zu ihr herübergleiten. Wenn sie von Anfang an den Eindruck erweckte, mit ihm spielen zu können – wenn sie es wollte –, mußte seine Position sehr schwach werden.

Ohne sich besonders anstrengen oder konzentrieren zu müssen, machte sie sich bemerkbar.

Lex sah, daß der Strom der aus der Klinik kommenden Menschen nachließ und wußte, daß er wieder einmal vergebens gewartet hatte. Er seufzte und zog eine Zigarette aus dem Päckchen. Als er nach dem Feuerzeug greifen wollte, wich es vor ihm zurück.

Die Erkenntnis drang nicht sofort bis zu seinem Gehirn vor, sondern er streckte den Arm aus, um den silbernen Gegenstand zu erfassen. Erst als dieser sich unmerklich vom Tischtuch abhob und direkt in seine Hand schwebte, dort einen Moment gewichtslos verharrte und plötzlich

wieder normal schwer wurde, wußte er mit Ines Schlag, daß er Ann gefunden hatte.

Eine Ann, die sich bemerkenswert verändert haben mußte.

Er bezwang seine stürmische Erregung, zündete die Zigarette mit zitternden Händen an und legte das Feuerzeug auf den Tisch zurück. Dann erst, nach einigen beruhigenden Zügen, sah er sich um.

Ann hatte sich – äußerlich – allerdings kaum verändert. Er erkannte sie sofort. Fast eine halbe Minute saß er reglos und nahm ihren Anblick in sich auf, als sei er etwas sehr lange Entbehrtes und Kostbares. Dann nahm er sein Bier und kam zu ihrem Tisch. Umständlich setzte er sich.

„Ann!“ sagte er. Mehr nicht. Aber in diesem einen Wort lag seine ganze Befreiung und Erleichterung. Doch Ann spürte noch mehr. Sie wußte plötzlich, daß sie ihn noch genauso liebte wie damals, bevor er seine unverständliche Haltung einnahm, die sie heute so gut begriff. Und Lex liebte sie ebenfalls. Er kam nicht im Auftrage eines anderen. Er war gekommen, weil er sie brauchte.

„Du hast mich also doch gefunden?“ nickte sie und legte ihre Hände auf die seinen. „Ich dachte, es sei unmöglich.“

„Mit Unterstützung der entsprechenden Stellen wäre es einfacher gewesen, aber niemand kümmerte sich mehr um dich, als du einmal verschwunden warst. Ich nehme an, man glaubte Professor Prexler einfach nicht.“

Sie lächelte.

„Dabei hat er recht gehabt.“

„Ich weiß“, nickte er. „Dein Zeichen hat es mir bewiesen.“

Sie sah ihm fest in die Augen, damit sie die kleinste ver-
räterische Reaktion in ihnen bemerken konnte.

„Bist du allein hier, Lex? Warum hast du mich gesucht?“

Seine Augen gaben den Blick ruhig und ein wenig er-
staunt zurück.

„Natürlich bin ich allein, Ann. Seit zwei Jahren verfolge
ich deine Spur. Aber erst vor sechs Monaten erfuhr ich, daß
du in London bist. Deine Mutter hat sich verraten. Aber sie
sagte nicht mehr. Daraufhin kam ich hierher und forschte
in allen Krankenhäusern und medizinischen Instituten
nach. Ich fragte auch dort drüben in der Personalabteilung.
Aber von einer Ann Britten war nichts bekannt.“

„Warum fragtest du nicht nach Elionore Smith?“

Er lächelte.

„Das tat ich, aber der alte Onkel, der sich meine Fragen
an die Schwester so aufmerksam anhörte, sagte, eine Elio-
nore Smith gäbe es in seiner Klinik nicht. Da ging ich dann
wieder. Aber ich wollte ganz sicher sein, darum saß ich
heute hier.“

„Davon hat er mir ja gar nichts gesagt“, wunderte sich
Ann.

„Wer?“

„Der – der alte Onkel. Er ist mein Chef, der leitende
Arzt der Klinik.“

„Und ... ?“

„Ja, er kennt meinen richtigen Namen – und natürlich
auch den angenommenen. Darum schickte er dich fort.“

Lex lehnte sich plötzlich vor. Seine rechte Hand um-
spannte das Bierglas, als wolle er es zerdrücken.

„Warum hast du dich bemerkbar gemacht, Ann? Du hät-

test verschwinden können, ohne daß ich dich gesehen hätte.“

„Ich weiß es selbst nicht“, gab sie nachdenklich zu. „Irgend etwas zwang mich dazu, deine bisher erfolglose Suche abubrechen. Vielleicht wollte ich auch nur, daß du mich nicht fandest. Wie wollte ich das anders verhindern, als dir zuvorzukommen – und dich zu finden.“

„Eine plausible Erklärung, zugegeben. Aber wenn ich dir nun sage, daß ich in den nächsten Tagen wieder abgereist wäre – bereust du es dann, dich mir offenbart zu haben?“

„Nein, Lex. Ich bin froh, daß du mir eine Entscheidung aus der Hand genommen hast. Sechs Jahre habe ich es ausgehalten, aber nun bin ich am Ende – oder vielmehr: am Anfang. Ich habe – nun, ich habe meine Fähigkeiten soweit ausgebildet, daß es praktisch für mich keine Hindernisse mehr gibt. Ich beherrsche die Materie mit meinem Geist in fast vollkommener Perfektion.“

„Ja, ich habe es bemerkt. Das Feuerzeug ...“

„... war nichts als eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was zu demonstrieren ich nicht bereit bin. Lex, eine Frage: liebst du mich noch?“

„Wie kannst du daran zweifeln? Mir tut meine damalige Haltung leid, Ann, glaube mir. Ich war dumm und – vielleicht sogar feige. Ich wollte dich ausnutzen und dich zu einer Sensation machen, um davon zu profitieren. Ich wollte einfach meinen Dickkopf durchsetzen. Aber deiner war dicker.“

„Du hast an mir gezweifelt, gib es zu. Du hast gedacht, kein Mensch könne jemals der Versuchung widerstehen, in

die er durch die eigene Überlegenheit gerät. Du hast gemeint, man müsse mich unter Kontrolle halten, damit ich keine Dummheiten beginge. War es nicht so?“

„Vielleicht war es so – jedenfalls denke ich heute anders darüber. Ich habe viel mit deinem Vater gesprochen, und ich glaube, deine Motive zu verstehen. Ich selbst bin älter geworden, Ann. Ich bin nun zweiundvierzig. Wenn du mir verzeihen kannst, dann tue es. Du wirst niemals einen besseren Verbündeten in deinem Kampf gegen die menschliche Unvernunft finden.“

Sie nickte langsam.

„Ich habe mich nach deiner Hilfe gesehnt, denn allein fühle ich Angst. Aber unsere Begegnung kam zu plötzlich. Gib mir einige Stunden Zeit, alles in Ruhe zu überlegen.“ Sie öffnete ihre Handtasche und zog Papier und Bleistift daraus hervor. „Hier ist meine Adresse. Komme um genau neun Uhr zu mir, ich erwarte dich dann.“

„Warum nicht sofort?“

„Ich sagte es dir schon, Lex. Ich muß jetzt allein sein, um überlegen zu können. Das, was ich plane, ist zu gewaltig, um es hier zu erörtern. Und ich möchte dir den Rat geben, dich ebenfalls vorzubereiten. Überlege dir inzwischen sehr gut, ob deine Liebe zu mir nicht nur Illusion ist, und ob du tatsächlich bereit bist, an meiner Seite, wenn es sein muß, die Welt aus den Angeln zu heben.“

Er lächelte schwach.

„Ich hoffe nicht, daß du das kannst.“

Sie gab das Lächeln nicht zurück.

„Du wirst dich damit abfinden müssen, Lex, daß ich es kann, wenn ich will. Und – wenn ich dazu gezwungen

werde. Also – in zwei Stunden dann. Du bezahlst inzwischen für mich mit, ja?“

Er sah ihr nach, als sie davonschritt, bis sie auf der belebten Straße seinen Blicken entschwand.

Wie zart sie aussah, wie schmal sie war.

Gar nicht wie ein Mensch, dessen Geisteskräfte eine Welt zum Einsturz bringen konnten ...

6.

Draußen rauschte der Verkehrslärm, brach sich an den Kreuzungen und brandete an den Mauern der Häuser empor. Erst in Höhe der oberen Stockwerke verlor er seine Kraft und wurde zu einem fernen Gemurmeln. Man mußte schon aufmerksam lauschen, wollte man ein Fahrzeug von dem anderen unterscheiden, denn die vielen Einzelgeräusche waren nun zu einem einzigen verschmolzen und bildeten in ihrer Einheit die Symphonie einer ganz normalen Großstadt ...

Ann Abritte saß an ihrem Tisch. Die Dämmerung war inzwischen in Dunkelheit übergegangen. Nur die Leuchtreklamen warfen ihre Reflexe in regelmäßigen Abständen in das Zimmer und ließen die Einrichtungsgegenstände sichtbar werden. Bei jedem Aufleuchten sah Ann etwas anderes, und doch war ihr, als könne sie in jeder dieser Sekunden den gesamten Raum mit den Augen erfassen.

In wenigen Minuten war es neun Uhr.

Für sie sollte der heutige Abend eine Generalprobe sein, ein letztes Gericht in gewissem Sinne. Wenn Lex sie nicht verstand – aber es sah ganz so aus, als würde er das tun –, wollte sie aufgeben.

Aber – würde sie das wirklich? Konnte sie eines einzigen Menschen wegen alle anderen hilflos ihrem Schicksal überlassen? Mußte sie dann nicht erst recht kämpfen?

Die Uhr tickte und gab keine Antwort. Sie würde solange ticken, bis das Werk abgelaufen war – oder bis man sie anhielt. Ja, man mußte sie anhalten ...

Sie starrte gegen die Wand des in Dunkelheit getauchten Zimmers. Ihr war, als wiche diese Wand plötzlich zurück und mache einer riesigen Bühne Platz, auf der die Geschehnisse nun abzurollen begannen. Wie ein unbeteiligter Zuschauer schaute sie hinab auf die Menschen, die ihr so nahe standen, und die ihr doch so fern waren. Ihr kam zu Bewußtsein, daß sie den Ablauf ihres eigenen Lebens verfolgte, das an dem verhängnisvollen Tag von Hiroshima begann ...

Hiroshima!

Auf der anderen Seite der Erde lag diese Stadt, und doch war ihr Schicksal eng mit dem ihren verbunden. Sie war eines der Kinder von Hiroshima – vielleicht das einzige Kind, das sich dieser Tatsache vollauf bewußt war. Sie hatte von keinem anderen je gehört.

Gab es vielleicht nur *ein* Kind von Hiroshima? War sie ein Einzelfall? Würde es niemals eine neue Rasse geben?

Es klopfte.

Sie blieb sitzen, aber der Schlüssel drehte sich im Schloß. Lex Harnahan trat ein, blieb reglos stehen, während hinter ihm die Tür wieder einrastete und der Schlüssel sich drehte.

Seine Hand tastete zum Lichtschalter, aber er war nicht schnell genug. Ehe er ihn finden konnte, knackte es dicht neben ihm. Die Lampe an der Decke flammte auf.

Ann saß am Tisch und sah ihm entgegen.

„Du bist pünktlich, Lex.“

Er nickte, von der Probe ihres Könnens tief beeindruckt. Fast hätte er vergessen, den Hut vom Kopf zu nehmen und auf einen Stuhl zu legen. Dann ging er langsam auf sie zu.

„Man könnte Angst vor dir haben“, gab er zu.

„Hast du keine?“

Er setzte sich ihr gegenüber.

„Ich weiß es nicht, Ann. Vielleicht sollte ich.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Du solltest eben nicht, weil du mich kennst. Das Gefühl der Macht hat mich nicht verderben können und ich bin der gleiche Mensch geblieben, der ich immer war. Es darf nur einen einzigen Menschen geben, der Angst vor mir hat – und das bin ich selbst.“

„Warum?“

„Vielleicht deshalb, weil ich auch der einzige bin, der meine Grenzen kennt – aber: kenne ich sie wirklich? Ich habe ja nicht die Möglichkeit, sie restlos abzutasten.“

„Immerhin zeigte mir der Empfang, daß du über viele Meter hinweg Türen aufschließen und Lichtschalter anknipsen kannst.“

„Wenn ich es wollte, könnte ich jetzt das Licht im Haus meiner Eltern einschalten.“

Lex sah sie fast erschrocken an.

„Die Entfernung – sie ist kein Hindernis?“

„Sie spielt keine Rolle mehr.“

„Mein Gott – welche Macht besitztest du, Ann?“

Sie schlug plötzlich die Hände in einer hilflosen Geste vor das Gesicht und begann zu schluchzen. Im ersten Au-

genblick wußte Lex nicht, was er tun sollte, aber dann überwand er die Scheu. Er stand auf und ging zu ihr. Sanft legte er seine Hände auf ihre Schultern. Er beugte sich herab und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen.

„Arm – beruhige dich, bitte. Ich bin ja bei dir, und ich werde dich nie mehr verlassen. Du sollst nicht mehr allein sein, verstehst du? Du hast mich, deinen alten Lex ...“

Sie ließ die Hände sinken und starrte ihn an.

„Nicht den alten Lex. Ich möchte einen neuen Lex, der mich versteht und der mir hilft. Einen Lex, der mich nicht fürchtet, sondern mir vertraut. Der mich versteht, hörst du?“

„Ich glaube schon, daß ich verstehe. In den vergangenen Jahren gab mir das Leben genügend Zeit, über dich und uns nachzudenken. Aber ich weiß auch, daß sich die Entwicklung nicht aufhalten läßt. Wenn ein neues Geschlecht heranwächst, so dürfen wir es nicht verhindern.“

„Die Zeit ist noch nicht gekommen, Lex. Aus Bösem kann nie etwas wirklich Gutes entstehen – ganz davon abgesehen, daß die natürliche Entwicklung künstlich beschleunigt würde. Das Gehirn des Menschen wird erst dann seine volle Wirksamkeit entfalten dürfen, wenn Geist und Körper die notwendige Reife erreicht haben. Davon kann heute noch keine Rede sein. Ich bin eine Ausnahme, nicht mehr. Erst in tausend Jahren vielleicht darf ich zur Regel werden. Käme die Reife des Gehirnes zu früh, würden Ereignisse eintreten, deren Folgen nicht abzusehen wären. Ich sehe es doch an mir, Lex. Allein der Gedanke daran, jemand anders als ich könne die gleichen Kräfte besitzen, läßt mich schauern. Eine einzige schwache Stelle im Cha-

rakter eines solchen Menschen, und die Welt, wie wir sie kennen, ist zum Untergang verurteilt.“

„Vielleicht überschätzt du die Gefahr, Ann.“

„Es kann eher sein, daß du sie unterschätzt. Bedenke, ich bin in der Lage, Materie über beliebige Entfernungen hinweg zu bewegen. Ich will dir zwei krasse Beispiele nennen, um dir Nutzen und Gefahr der Telekinese klarzumachen. So könnte ich ohne besondere Anstrengung eine kleine Sonde in eine Kreisbahn um die Erde bringen, ohne daß auch nur ein Gramm Treibstoff benötigt würde. Aber ich kann genauso gut an jedem Ort der Welt die Atombomben detonieren lassen – wenn ich von ihrem Vorhandensein Kenntnis erhalte und den Zündmechanismus studiere.“

Lex kniff die Augen zusammen, um sein Erschrecken hinter Skepsis zu verbergen, in Wirklichkeit zweifelte er keine Sekunde an Anns Worten. Eine Bombe bestand aus zwei Teilen, die – zusammengebracht – die kritische Masse ergaben. Diese Masse aber war unstabil und gab ihre Energie sofort frei.

„Du willst also verhindern, daß weitere Kinder von Hiroshima entstehen? Und wie willst du das?“

„Es dürfen keine weiteren Atomversuche mehr stattfinden.“

„Wie willst du das erreichen?“

„Ich muß den Politikern beweisen, welche Gefahr sie durch diese Versuche heraufbeschwören. Vielleicht demonstriere ich ihnen meine Macht und sage ihnen, daß bald zehn oder hundert Menschen meiner Art existieren werden.“

„Und, was glaubst du, wie lange wirst du danach leben?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Es ist doch sehr einfach, Ann. Sie werden alles daran setzen, dich unschädlich zu machen. Gegen ein Heer zum Äußersten entschlossener Geheimdienstler wirst du auf lange Sicht gesehen keine Chance haben. Eine geringe Unaufmerksamkeit – und du bist gewesen. Glaube nur ja nicht, daß die Regierungen der Welt eine Gefahr wie dich dulden.“

„Aber – bin ich denn eine Gefahr?“

„Eine viel größere, als du ahnen kannst, Ann. Es sei denn, du stellst dich auf ihre Seite – hüben oder drüben.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Niemand soll mich haben.“

„Du bist Amerikanerin, Ann!“

„Ich bin mehr als das, begreifst du das nicht? Die Kinder von Hiroshima, wenn sie einst als Rasse existieren, werden keine Grenzen oder Nationen mehr kennen. Welchen Sinn hätten dann noch Türen, wenn man die Materie beherrscht und sie durchschreiten kann? Was bedeutet die Isolierung der Nationen, wenn die geheimsten Gedanken von Kontinent zu Kontinent eilen? Nein, mein lieber Lex, die Grenzen zwischen den Menschen, von diesen selbst gezogen, werden fallen müssen, wenn der Mensch über sie hinauswächst.“

„Das läßt sich genauso wenig übers Knie brechen wie die Entwicklung zur Superrasse – hast du das nicht selbst eben gesagt? Wir sind vom Thema abgekommen. Ich habe nur eine einzige Frage: wie wollen wir es machen?“

Sie sah ihn erstaunt an. In ihre Züge kam plötzlich etwas Weiches, Gütiges. Sie lächelte.

„Nun hast du endlich in deiner eigenen Frage die Antwort gefunden, indem du ‚wir‘ sagtest, Lex. Ich bleibe im Verborgenen, während du für mich sprichst. Du wirst der Welt sagen, welche Gefahr der jetzige Kurs für sie birgt, ich aber werde warten und, wenn du das Zeichen gibst, eingreifen. Ich werde nichts anderes tun, als deine Worte beweisen.“

„Und wie?“

„Die Einzelheiten besprechen wir noch. Mir kommt es jetzt nur auf eines an: kann ich mich auf dich verlassen und hast du wirklich verstanden, worum es geht? Wirst du auf meiner Seite stehen, wenn ich die noch unreife Menschheit vor der zu schnellen Reife bewahren möchte? Ein zu milder Frühling treibt auch Knospen, aber wenn dann der Frost eintritt, stirbt die Natur. Ich will lediglich verhindern, daß weitere Zufälle neue Mutationen auftreten lassen.“

„Wir wissen noch nicht, ob deine Fähigkeiten erblich sind.“

Ann errötete ein wenig.

„Vielleicht werden wir auch das eines Tages erfahren. Ist es so, dann können wir nichts anderes tun, als eine bereits begonnene Entwicklung lediglich zu verlangsamen; sie aufzuhalten – ist es dann zu spät. Denn wenn die Eltern die erweiterte Funktion ihres Gehirns noch nicht erfaßten, werden ihre Kinder es tun.“

„Besonders dann, wenn du sie mit deiner Demonstration darauf aufmerksam machst. Damit entsteht ein weiteres Problem: wir müssen das Unternehmen so durchführen, daß die Öffentlichkeit nichts davon erfährt.“

Vom Fenster her wehte es nun kühl in das Zimmer. Ann

fröstelte. Wie von Geisterhand glitten die beiden Flügel zu; mit einem hörbaren Einrasten schob sich der Riegel herab. Selbsttätig schloß sich der Vorhang.

„Ich beginne mir die Welt der Zukunft vorzustellen“, sagte Lex ruhig, ohne ein Zeichen von Überraschung. „Es ist wirklich noch zu früh für die Kinder von Hiroshima.“

Sie atmete unmerklich auf.

„Ich werde Urlaub nehmen und mit dir nach Amerika kommen. Im Hause meiner Eltern wird man mich nicht suchen. Wenn du meinen Eltern eine Visite abstattest, wird das niemand verdächtig erscheinen. So bleiben wir in engster Verbindung. Wir reisen mit dem Schiff – das gibt uns genügend Gelegenheit, über unsere Pläne nachzudenken.“

„Deine Eltern werden sich freuen“, versicherte Lex.

Ann lächelte merkwürdig.

„Nicht nur meine Eltern“, gab sie zurück.

Sechs Monate später betrat Professor Oberhauser das Weiße Haus in Washington. Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte ihm eine Unterredung zugebilligt.

Wieder war es ein noch verhältnismäßig junger Mann, der die Geschicke des mächtigsten Landes der Erde führte. Als der verdiente Wissenschaftler den Raum betrat, erhob sich der Politiker und schritt ihm entgegen. Während sie sich die Hand gaben, glitt die Tür hinter ihnen ins Schloß. Sie waren allein.

„Als Sie mich um diese Zusammenkunft baten, Herr Professor, war es mir eine freudige Pflicht, Ihnen sofort eine Zusage zustellen zu lassen. Unser Land wird niemals vergessen, welche Verdienste Sie sich erworben haben. Ich bin auch davon überzeugt, daß Ihr heutiger Besuch nicht

ohne weittragende Folgen für uns alle sein wird. Sie besitzen mein vollstes Vertrauen.“

„Das erleichtert meine Aufgabe ungemein, Herr Präsident“, entgegnete Oberhauser und setzte sich nach dem Gastgeber. „Sie werden Ihr Vertrauen sehr bald beweisen können, denn ich fürchte, mein heutiger Besuch wird Sie enttäuschen. Ich bringe Ihnen nicht das, was Sie vielleicht erwarten.“

Der Präsident zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Was soll ich erwarten, wenn ein so bekannter Wissenschaftler wie Sie als Begründung für seinen Besuch ‚Informationen weltweiter Bedeutung‘ angibt? Weiter bin ich orientiert, daß Sie auf dem Gebiet der Atomforschung die größte lebende Kapazität sind. Welcher Art also werden Ihre Informationen schon sein können?“

„Zugegeben, sie beziehen sich auf dieses Gebiet, aber sie sind doch anderer Art, als Sie erwarten mögen. Was ich Ihnen heute mitzuteilen habe, ist das bedenkliche Ergebnis der Nachforschungen verschiedener Wissenschaftler wie Dr. Robert Britten, der bekannte Strahlungsexperte, Dr. Martin Sebaldt, Mediziner und Fachmann für Vererbungslehre, und Professor Prexler, dessen Name Ihnen ebenfalls bekannt sein dürfte. In gemeinsamer Arbeit haben wir festgestellt, daß jede weitere Verseuchung der Erdatmosphäre in radioaktiver Strahlung jeglicher Art zum Untergang der Menschheit, wie wir sie kennen, führen muß.“

Der Präsident lehnte sich zurück. Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich muß gestehen, Professor Oberhauser, daß diese Worte aus Ihrem Munde seltsam klingen. Sie selbst sind es

gewesen, der die Bombe mitentwickelte – waren Sie sich nicht darüber klar, daß eine Verseuchung der Atmosphäre die Folge der Explosionen sein mußte? Bisher sind keine nachweisbaren Schäden aufgetreten, soweit mir bekannt ist.“

„Leider ist Ihnen nicht alles bekannt“, nickte Oberhauser ruhig. „Unser Forschungsergebnis bezieht sich auch weniger auf körperliche oder geistige Schäden an der jetzt lebenden Generation, als vielmehr auf unsere Kinder und Kindeskiner. Doch – um keine Illusion zu schaffen – der Untergang der Zivilisation kann genauso gut schon heute beginnen, wenn die richtigen Personen von den Folgen der Strahlung Kenntnis erhalten.“

„Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen.“

„Es sind in den vergangenen Jahren immer wieder Forderungen nach Einstellung der Versuche laut geworden, die wir alle mit ruhigem Gewissen ignorieren konnten. Wir wußten von keiner direkten Gefahr. Außerdem machte das atomare Wettrennen der Mächte ein Mithalten lebensnotwendig. Die Situation hat sich geändert, seit die Kinder von Hiroshima erwachsen sind.“

„Wer – bitte?“

„Jene Kinder, die unter dem Einfluß atomarer Strahlung im Leib der Mutter heranwuchsen und gesund geboren wurden. In unseren Laboratorien können – beabsichtigt oder nicht – Verhältnisse geschaffen werden, die im Vergleich zu denen in der irdischen Atmosphäre noch extrem genannt werden müssen. Sie beschleunigen natürlich die uns bevorstehende Entwicklung und beweisen, wie berechtigt unsere Sorgen sind. Die Mutation des menschlichen Gehirns be-

wirkt eine Aktivierung bisher schlummernder Partien und gibt dem Menschen bisher ungeahnte Fähigkeiten. Der Traum von Telepathie und Telekinese wird Wirklichkeit.“

Der Präsident lächelte immer noch.

„Zwar glaube ich nicht an derart drastische Sprünge der Natur, aber selbst dann, wenn es so wäre, sähe ich darin keine weltweite Gefahr.“

„Erstens: ich werde Ihnen diesen drastischen Sprung einer vergewaltigten Natur praktisch vorführen, hier in Ihrem Zimmer. Bleiben wir beim zweiten Punkt: keine Gefahr! Da muß ich Ihnen widersprechen. Zugegeben, eines Tages wird die Menschheit sich selbst überlegen sein, so wie der heutige Mensch dem der Steinzeit ebenfalls überlegen ist. Was aber wäre geschehen, wenn durch eine Laune der Natur vor dreißigtausend Jahren zehn blutdürstige Banditen mit modernster Bewaffnung aufgestanden wären, um ihre Umwelt zu vernichten? Es wäre ihnen zweifellos gelungen, darüber darf kein Zweifel bestehen. Und die Folge? Sie und ich, Herr Präsident, würden ebensowenig existieren wie die gesamte Menschheit. Sie hätte sich bereits damals ausgerottet.“

„Bitte, werden Sie deutlicher, Professor Oberhauser.“

„Sofort, Herr Präsident. Die von uns hervorgerufene Strahlung läßt menschliche Gehirne mutieren und erzeugt mentale Monster, Übermenschen, Vorboten einer neuen Rasse, für die unsere Welt erst in Tausenden von Jahren reif ist. Die Folge? Die Superrasse betrachtet uns als rückständig und wird uns verdrängen, wenn nicht gar vernichten. Es ist lediglich eine Parallele zu dem von mir angeführten Beispiel.“

„Hm – eine gewagte Spekulation. Vielleicht hätten Sie

recht, wenn Ihre erste Behauptung sich bewahrheitet. Aber vorerst gibt es keine Supermensen. Die in der Luft vorhandene Strahlung liegt unter dem kritischen Punkt.“

„Auf die Dauer nicht mehr.“

„Vielleicht wird Ihr Problem erst in hundert Jahren eines sein.“

„Aber nicht, wenn weiter experimentiert wird. Der kurze Stop vor zehn oder fünfzehn Jahren hat kaum etwas zu sagen.“

Der Präsident hob beide Hände.

„Bitte, Herr Professor, ich achte Ihren Standpunkt und werde mir den schriftlichen Bericht Ihrer Forschergruppe aufmerksam durchsehen, aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen das Entstehen einer neuen Menschenrasse glaube. So etwas geschieht langsam, über Jahrtausende hinweg.“

„Aber nicht dann, wenn die Natur Sprünge macht und wir ihr noch dazu verhelfen – mit Gewalt. Ich sprach von einem Beweis. Gut, Sie sollen ihn haben. Darf ich das Telefon benutzen?“

Der Präsident nickte erstaunt und zeigte auf den weißen Apparat, der ihn mit jedem Punkt seines Landes und der Welt verband.

„Wen möchten Sie anrufen?“

„Den ersten Superman, wenn Sie wollen. Oder soll ich sagen: das erste Supermädchen? Um sie vor Entdeckung zu bewahren, verbarg ich sie in New York. Sie erwartet dort meinen Anruf. In einem Hotel – Nachforschungen sind vergebens, Herr Präsident. Bis Ihre Leute dort sind, ist sie längst wieder verschwunden.“

„Und was soll das Ganze?“

„Das werden Sie sofort sehen. Ich will Ihnen beweisen, welche Gefahr für unsere Zivilisation die teilweise Weiteraktivierung unseres Gehirns bedeutet.“

Oberhauser hielt die Hand so, daß der Präsident nicht sehen konnte, welche Nummer gewählt wurde. Eine ferne Stimme meldete sich.

„Bitte, Zimmer 327.“

Pause.

„Hallo, Miß Smith – ja, ich bin es, Oberhauser. Ich bin beim Präsidenten. Ein großes Zimmer mit einem breiten Schreibtisch. – Wie? – Ja, er sitzt mir gegenüber. Was vor ihm auf der Tischplatte liegt? Hm – allerhand. Ein Briefbeschwerer vielleicht, aus Metall. Sieht aus wie ein Denkmalssockel. – Wie? Ein Safe? Es steht einer in der Ecke, aber er wiegt mindestens seine zehn Zentner. – Gut, dann beginnen Sie. Und verlassen Sie danach sofort Ihr Hotel. Zwei Minuten genügen.“

Der Präsident hatte zugehört, ohne sich von seinem Platz zu bewegen. In seinen Augen war ein verhaltenes Glimmen, das erwartungsvolle Spannung und Mißtrauen zugleich ausdrückte.

Oberhauser legte den Hörer auf die Gabel.

„Wir sind von meiner Versuchsperson etwa dreihundertfünfzig Kilometer entfernt. Ich habe ihr in knappen Umrissen dieses Zimmer hier geschildert. Nun passen Sie auf, Herr Präsident, mit welchen geistigen Mitteln der Mensch von morgen zu kämpfen versteht.“

Sie saßen schweigend und warteten.

Oberhauser wußte, daß Ann Britten nun in ihrem Ho-

telzimmer weilte und versuchte, sich diesen Raum hier in Washington vorzustellen. Es würde nicht leicht sein, aber ...

Der kupferne Briefbeschwerer hob sich langsam von der Tischplatte ab und schwebte aufwärts. Der Präsident hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht, als wolle er danach greifen, aber dann begriff sein Verstand erst, was seine Augen sahen.

Mit offenem Mund sah er dem plötzlich gewichtslos gewordenen Gegenstand nach, der eine kleine Runde durch das Zimmer flog und dann gehorsam auf den Tisch zurückkehrte. Mit einem harten Ruck landete er.

Der Präsident war blaß geworden.

„Was ist das für ein Trick, Herr Professor?“ Er zwinkerte und bemühte sich, sein Erschrecken zu verbergen. „Schwereelosigkeit, nicht wahr?“

„Telekinese!“ schüttelte Oberhauser den Kopf. „Sehen Sie dort, die zweite Kostprobe ...“

Der in der Ecke stehende Safe, ein wuchtiger Stahlblock, stand nicht mehr fest auf dem Boden, sondern schwebte zehn Zentimeter darüber. Jetzt zwanzig und dann dreißig Zentimeter. Er glitt, scheinbar ohne ein Gewicht zu besitzen, auf die geöffneten Fensterflügel zu, machte kurz davor halt und kehrte dann an seinen Platz zurück. Das alles dauerte keine Minute.

„Phantastisch!“ hauchte der Präsident – und stieß plötzlich einen erschreckten Schrei aus. Oberhauser sah zu seinem Erstaunen, daß der Herr des Weißen Hauses aus seinem Sessel gehoben wurde und der Decke entgegenschwebte. Aber nur einen halben Meter dauerte dieser un-

freiwillige Flug, dann setzte die unsichtbare Hand ihn wieder wohlbehalten in den Sessel zurück.

Fast gleichzeitig machte sich der goldene Schreibstift selbständig, ebenso ein weißes Blatt mit dem Kopf des Regierungsoberhauptes. Mit tödlicher Sicherheit fanden beide Gegenstände zueinander – und der Schreibstift zauberte Buchstaben auf das Papier.

Das kam selbst für Oberhauser überraschend.

Beide Männer starrten auf die ungelinken Blockbuchstaben, die zu Worten wurden. Die Botschaft aus dem Nichts lautete:

„Sorgen Sie dafür, daß ich das einzige Exemplar meiner Rasse bleibe, oder Ihre Zivilisation hat nur eine kurze Galgenfrist. Um exakt zu sein: knapp fünfzig Jahre!“

Der Präsident starrte mit bleichem Gesicht auf die Geisterschrift. Oberhauser beobachtete ihn aufmerksam.

„Ahnem Sie die Gefahr, Herr Präsident? Es gibt keine Geheimnisse mehr, die Sie vor den Augen Neugieriger verbergen können. Sie selbst – und damit jeder Mensch – kann Hunderte von Metern emporgehoben werden, ohne daß es eine Gegenwehr gibt. Ein Sturz aus dieser Höhe bedeutet den Tod. Sämtliche Atombomben der Welt können in einer einzigen Sekunde zur Detonation gebracht werden.“

Ich hoffe sehr, daß Sie die notwendigen Konsequenzen aus dieser Erkenntnis ziehen werden.“

Es war, als erwache der Präsident aus einem Traum. Er nickte geistesabwesend, aber dann kam der harte Glanz in seine Augen zurück. Er verkrampfte die Hände, die Knöchel wurden weiß.

„Es kann keine einseitige Aufgabe der atomaren Bewaffnung geben, Professor Oberhauser. Das würde Selbstmord bedeuten. Sie wissen das genauso gut wie ich.“

„Ich werde dafür sorgen, daß der Ministerpräsident der Sowjetunion auf gleiche Weise Kenntnis von den Dingen erhält, wie es bei Ihnen geschah. Sie sollten sich noch morgen mit ihm in Verbindung setzen. Die Mächte dieser Welt haben einen gemeinsamen Feind erhalten: ihre Nachkommen!“

„Ich werde alles tun, was Sie für richtig halten“, sagte der Präsident leise. In seiner Stimme jedoch lag nur wenig Hoffnung.

*

Sie saßen in Bob Brittens Wohnung beisammen: Professor Oberhauser, Lex Harnahan, Professor Prexler, Ann und ihr Vater. Marry Britten erfüllte still ihre Pflicht als Gastgeberin.

Oberhauser sagte dumpf:

„Wir haben verloren.“

„Vielleicht sollten wir feststellen: die anderen haben verloren“, machte Lex den Versuch, optimistischer zu sein.

„Die Sowjetunion behauptet, die mysteriöse Miß Smith sei ein Trick der USA, um die überlegene Stellung der UdSSR zu erschüttern. Die USA hingegen glauben, das Phänomen der Telekinese sei einmalig und werde sich kaum wiederholen. Kurz: die Versuche werden weitergeführt.“

„Wir sollten drastischer werden“, empfahl Bob Britten wütend. „Ann sollte ihnen zeigen, wozu sie fähig ist.“

„Gewalt widerstrebt mir, Dad. Mit Gewalt ist kein Friede

zu erreichen. Wir können es nicht verhindern, daß im Laufe der kommenden Generationen neue Mutationen entstehen, neue Übermenschen, darunter auch solche, die ihre Überlegenheit zu ihrem eigenen Nutzen verwerten werden.“

„Noch wissen wir nicht, ob es sich um Mutationen handelt“, warf Prexler in die Diskussion. „Zwar hat sich die Zunahme an Telepathen in den letzten Jahren vergrößert, aber es handelt sich nur um Menschen, die aus diesem oder jenem Grund in stärkere Strahlenbereiche gerieten – meist vor ihrer Geburt, also während der Schwangerschaft der Mutter. Noch niemals aber wurde Telepathen ein telepathisches Kind geboren.“

„Vielleicht waren ihre Fähigkeiten zu schwach entwickelt“, vermutete Ann. „Wir werden erst in zehn oder zwanzig Jahren mehr darüber wissen.“

Prexler sah sie forschend an. Dann sagte er:

„Wann gedenken Sie zu heiraten, Miß Britten?“

Für einen Augenblick hing peinliches Schweigen über der Gesellschaft, dann lächelte Ann verlegen und sah Lex an.

„Ich glaube, daß ich Ihnen kein Geheimnis mehr verrate, wenn ich Ihnen sage, daß wir den Termin bereits festgesetzt haben – ja, ich weiß, Dad, wir haben noch nicht darüber gesprochen, aber ich glaube nicht, daß du Bedenken haben wirst. Lex hat bewiesen, daß er zu mir steht. Wenn es auch nur einen Menschen gibt, der das Recht besitzt, Bedenken zu äußern, so ist das Lex selbst.“

Aller Augen wandten sich nun Lex zu, der den Blicken mit sichtlichem Unbehagen begegnete. Prexler versuchte, ihm zu helfen, aber man merkte ihm an, daß er seine Frage auch aus beruflichem Interesse stellte:

„Ihre Bedenken sind psychologischer Natur – nehme ich an. Wenn ich auch Miß Britten's Gegner gewesen bin, so kann das heute niemand mehr behaupten. Ich hatte die Gefahr lediglich früher erkannt als sie – das ist alles. Mit anderen Worten: hier in diesem Zimmer sind nur Freunde versammelt, Menschen, die sich durch gemeinsame Empfindungen verbunden fühlen. Sie können also ganz offen sprechen, Mister Harnahan. Nicht wahr, Sie fürchten, in Ann keine Frau zu besitzen, sondern einen Ihnen weit überlegenen Supertyp, der notfalls mit Ihnen anstellen kann, was immer ihm paßt. Habe ich recht?“

Lex schien nicht zu wissen, ob er den Kopf schütteln oder nicken sollte. Sie ließen ihm Zeit, sich eine Antwort zurechtzulegen. Endlich sagte er:

„Ich müßte diese Sorge wirklich haben, würde ich Ann nicht so genau kennen und ihr vertrauen. Sie ist mir überlegen, das läßt sich nicht abstreiten ...“

Ehe Lex fortfahren konnte, sagte Ann:

„Mein zukünftiger Mann ist selbstverständlich Familienoberhaupt – wir werden doch nicht die Naturgesetze umkehren. Ich werde, soweit es mir möglich ist, meine Fähigkeiten vergessen, denn wir haben selbst erfahren müssen, wie wenig sie uns in einer unfertigen Umgebung nützen. Ich will kein telekinetisch begabtes Monster sein, sondern eine normale Frau – eben Frau Harnahan.“

Prexler nickte. Man sah ihm an, daß er nicht vollständig befriedigt war.

„Ich verstehe Ihren Standpunkt, Miß Britten. Ich muß aber auch gleichzeitig zugeben, daß mir das Herz blutet, wenn ich an die verpaßten Gelegenheiten denke. Sie wer-

den das verstehen, darf ich annehmen. Mein Leben lang versuche ich der Menschheit zu beweisen, daß es so etwas wie eine Parawissenschaft gibt. Man hat mich ausgelacht und für einen Scharlatan gehalten. Die Wissenschaftler ignorierten mich, und sie tun es auch noch heute – und da verzichte ich nun auf die Möglichkeit, sie alle mit einem Schlag überzeugen zu können. Nein, keine Sorge, ich wiederhole meinen Fehler nicht, den ich vor Jahren beging. Sie wissen selbst, wie verzweifelt ich damals war, Miß Britten zu überzeugen und später zu finden. Wichtiger ist es für mich, selbst zu wissen, daß meine Arbeit nicht vergeblich gewesen ist und ich keinem Phantom nachjagte, als daß ich meine Umwelt darüber aufkläre. Solange Sie, Miß Britten, ein Einzelfall bleiben, besteht für unsere Welt keine Gefahr. Aber wir müssen ernsthaft damit rechnen, daß bereits Tausende von Telepathen oder Telekineten existieren, die sich selbst noch nicht erkannten. Vielleicht sterben sie sogar, ohne es jemals zu wissen. Es war einst meine Absicht, diese Menschen zu finden – heute bete ich darum, daß sie normal sterben.“

Oberhauser sah den Forscher sinnend an.

„Und was geschieht, wenn die Erweiterung der Gehirnfunktionen erblich ist?“

Prexler kniff die Augen zusammen, als er Lex und Ann mit einem schnellen Blick streifte.

„Eine direkte Frage, Herr Kollege, auf die Sie eine genauso direkte Antwort haben sollen: dann ist die Menschheit verloren. Das neue Geschlecht wurde dann bereits geboren, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann es die Herrschaft über den unterlegenen homo sapiens antreten wird.“

Rückgängig machen ließe sich diese Entwicklung auf keinen Fall mehr, auch dann nicht, wenn die Bombenversuche ab sofort eingestellt würden. Eine Statistik würde Ihnen beweisen, daß es in knapp drei Generationen fünftausend Supermenschen gäbe. Das ist bei weitem genug, die Erde zu beherrschen.“

„Aber es ist bis jetzt nicht erwiesen, daß Telekinese erblich ist“, widersprach Ann heftig.

„Deine Eltern jedenfalls sind keine Wundermenschen“, sagte Bob Britten und lächelte etwas gezwungen. „Vielleicht machen wir uns unnötige Sorgen.“

Lex sah Prexler an.

„Was wird Ihrer Meinung nach geschehen, falls Telekinese eine vererbare Mutation ist?“

„Ich sagte es bereits. Aber gut, hier haben Sie ein Zukunftsbild, das der Wahrheit sehr nahekommen wird – wenn unsere Befürchtung sich verwirklichen sollte. Im Verlauf der kommenden Generation verdoppelt sich die Anzahl der heimlich unter uns lebenden neuen Rasse – nennen wir sie: homo superior. Einer von ihnen wird eines Tages entdecken, daß er bei gewisser Konzentration die Gedanken seiner Mitmenschen belauschen kann. Ein anderer denkt bei passender Gelegenheit an einen ganz bestimmten Ort – und findet sich plötzlich nach dort versetzt. Der Dritte erlebt genau das gleiche wie unsere verehrte Miß Britten. Aber es sind andere Menschen wie sie. Sie erfassen ihre großen Möglichkeiten und nutzen sie aus – die Welt wird sie entdecken. Damit aber entdecken sie sich selbst und gegenseitig.

Die schlummernden Kräfte der anderen werden getestet – und gefunden. Man beginnt sie zu beherrschen. Und dann

steht die Führernatur auf und sagt der alten Menschheit den Kampf an. Der Ausgang dieses Kampfes ist so gewiß wie das Amen in der Kirche. Nein, meine Freunde, ich glaube nicht, daß wir noch eine Chance haben, wenn das Kind von Miß Britten telekinetische Fähigkeiten besitzt.“

„Ich bin völlig normal“, gab Lex zu bedenken.

Oberhauser grinste, während Prexler ernst blieb und versicherte:

„Das hat überhaupt nichts zu sagen, junger Mann. Die Erbeigenschaften Ihrer zukünftigen Frau dominieren in diesem Fall.“

„Vielleicht sollten wir gar nicht heiraten“, sagte Lex, aber man fühlte, wie wenig ernst seine Frage klingen sollte. Doch Prexler schüttelte den Kopf.

„Dann würden wir es niemals erfahren – wenigstens nicht eher, als bis es zu spät ist. Heiraten Sie ruhig, mein Freund, je früher, desto besser. – Aber wir sind vom Thema abgekommen, meine Herren. Was werden wir hinsichtlich der nun weitergeführten Versuche unternehmen? Soll Miß Britten ihr Talent verkümmern lassen?“

Oberhauser warf Bob Britten einen schnellen Blick zu, ehe er die Schultern zuckte.

„Sie meinen damit wahrscheinlich einen neuerlichen Versuch, die Regierungen der Welt von der bestehenden Gefahr zu überzeugen? Ehrlich gesagt, ich muß da mit meinem Kollegen Britten einer Meinung sein: es wäre denkbar, daß wir einen Weg fänden, die Starrköpfigkeit gewisser Herren zu brechen, aber es geschähe auf Kosten von Miß Britten. Sie hat sechs Jahre in der Einsamkeit Zeit gehabt darüber nachzudenken, was es bedeutet, ein Ausge-

stoßener zu sein. Man würde sich auf sie stürzen wie auf eine willkommene Beute und ihr Leben, seien wir ehrlich, wäre zu Ende gelebt. Es würde das eintreten, vor dem sie damals flüchtete. Ich könnte diese Verantwortung nicht tragen.“

„Also – schweigen wir?“ fragte Prexler. Seinem Gesicht war nichts anzusehen.

„Unter einer Bedingung“, schränkte Prexler seine Zustimmung ein. „Sobald Kindstaufe im Hause Harnahan ist, möchte ich eine Einladung erhalten. Das Baby muß ich mir ansehen.“

Ann errötete.

„Sie dürfen damit rechnen, Professor. Aber ich fürchte, Sie werden sich mit Geduld wappnen müssen. Wir haben es nicht so eilig. Warum wollen Sie übrigens das Kind sehen?“

Prexler lächelte geheimnisvoll.

„Um ihm eine Kugel vorzuhalten ...“

Marry Britten kam erstaunt aus der Küche; das allgemeine Gelächter hatte sie ins Wohnzimmer gelockt.

„Darf ich erfahren, was so lustig ist?“ wollte sie wissen.

Bob Britten nahm ihre Hand und zog sie zu sich heran. „Natürlich darfst du das – aber erst dann, wenn du Großmutter geworden bist ...“

7.

Der Schluß ist schnell erzählt, denn er ist heute allgemein bekannt. Aber da der gesamte Bericht in Form eines Romanes veröffentlicht wurde, soll das Ende keine Ausnahme

bilden. Das Schicksal Ann Brittens ist das Schicksal unserer Rasse: homo superior.

Die Hochzeit fand im Jahre 1974 in Richmond statt. Und knapp ein Jahr später, am 16. Juli 1975, wurde Reginald Robert Harnahan geboren, fast genau dreißig Jahre nach der Detonation jener Bombe, die ein neues Zeitalter einleitete.

R. R. Harnahan war ein völlig normales Kind, und selbst Professor Prexler mußte gestehen, selten ein so lustiges und bewegliches Baby gesehen zu haben, obwohl das, wie er zugab, absolut nichts bedeute. Denn man hatte ihn selten zu Kindstauften eingeladen.

Er hatte selbstverständlich eine bunte Kugel mitgebracht, die er dem strampelnden Nachfolger des ehemaligen Detektives und jetzigen Schriftstellers andauernd vorhielt, wahrscheinlich in der heimlichen Hoffnung, das einige Wochen alte Baby könne damit die verwunderlichsten Zauberkunststücke vollführen. Seine Enttäuschung war dementsprechend groß.

Oberhauser hatte ebenfalls den langen Weg nicht gescheut. Er war inzwischen in den Ruhestand getreten und weigerte sich trotz verlockender Angebote entschieden, an der weiteren Forschung teilzunehmen. In regelmäßigen Abständen kam er nach Richmond, um Robert Britten bei seinen Forschungen zu unterstützen. Beide Männer waren Freunde geworden.

Marry Britten, die Großmutter, fühlte sich nicht als solche. Ihr Stolz ging sogar soweit, daß ein plötzlich hinzukommender Besucher sie unweigerlich für die Mutter des Neugeborenen halten mußte.

Ann und Lex fielen am wenigsten auf. Aber das schien kein Wunder zu sein, denn sie waren schließlich nur die Eltern und hatten alle Hände voll zu tun, für das Wohl der fröhlichen Runde zu sorgen.

„Hat Prexler es immer noch nicht aufgegeben“, erkundigte sich Bob Britten bei Oberhauser. „Er steckt die ganze Zeit im Kinderzimmer und läßt das arme Wurm nicht schlafen.“

„Das Kind ist noch viel zu jung“, schüttelte Oberhauser den Kopf. „Ich hätte Prexler mehr Vernunft zugetraut.“

„Er wird es schon aufgeben“, lachte Ann. „Schließlich bewies ich meine Fähigkeiten erst mit acht Jahren.“

Lex runzelte die Stirn.

„Prexler kommt mir wie ein Geier vor – hartnäckig und zielbewußt dazu. Er wird uns vorerst kaum Ruhe gönnen.“

„Er bringt das Kind noch um“, fürchtete Oberhauser. „Als ich eben nach ihm sah, hätte ich fast an seinem Verstand gezweifelt. Er hockt vor der Wiege, den bunten Gummiball an einem dünnen Faden. Dann schwenkt er ihn vor den Augen des unglücklichen Reggy hin und her in der Hoffnung, der Junge möchte den Ball gern haben. Aber das Gehirn des Kindes kann überhaupt noch nicht entwickelt sein, obwohl Prexler behauptet, das spiele absolut keine Rolle. Wenn die Fähigkeit vorhanden sei, müßte der Ball reagieren; lediglich das Bewußtsein arbeite noch nicht.“

Ann schenkte die Gläser voll.

„Ich glaube, daß unsere Befürchtungen sich nicht bewahrheiten. Es wird keine Kinder von Hiroshima geben – ich bin das einzige geblieben.“

Oberhauser gab keine Antwort.

Er wäre auch nicht mehr dazu gekommen.

Professor Prexler stürzte ins Wohnzimmer. Sein Gesicht leuchtete feuerrot in fieberhafter Erregung, und die Spitzen seines wohlgepflegten Vollbartes zitterten merklich. Seine Krawatte hing schief, was bei ihm als Zeichen außerordentlicher Gemütsbewegung gelten mußte. In seiner Hand hielt er den bunten Ball.

Zweimal setzte er zum Sprechen an, aber jedesmal zwang ihn die nach Luft dürstende Lunge, Atem zu holen. In seinen Augen war ein fanatisches Leuchten.

Oberhauser wurde blaß.

„Was ist passiert?“ schrie Ann und eilte an Prexler vorbei zu der Wiege des Kindes. Reginald R. Harnahan lag friedlich in den zerwühlten Kissen und hatte die Augen geschlossen. Jetzt öffnete er sie. Es war Ann, als lächle der kleine Kerl.

„Nun?“ machte Oberhauser.

Prexler nahm seine ganze Kraft zusammen.

„Der Ball – er wollte den Ball haben – und er bekam ihn. Aus einem halben Meter Entfernung holte sich Anns Sohn den Ball. Er berührte ihn nicht, aber ich vermochte nicht, ihn zu halten. Wissen Sie, was das bedeutet, Professor Oberhauser?“

Oberhauser nickte und sah dann Lex an.

„Ich weiß es. Mister Harnahan – damit wurde das Urteil über uns alle gesprochen.“

Lex stand ohne ein Wort auf und schritt quer durch das Zimmer, um im schmalen Gang zu verschwinden, der sie vom Kinderzimmer trennte. Bob Britten wollte ihm folgen, aber Oberhauser hielt ihn zurück.

„Lasse ihn, Bob. Lassen wir ihn mit seinem Kind und der Mutter des neuen Geschlechtes allein. Es wird bald nicht nur diese Tür sein, die uns von ihnen trennt ...“

Lex legte seinen Arm um Ann.

„Vielleicht hat Prexler sich getäuscht, Ann.“

Sie schüttelte den Kopf. In ihren Augen standen Tränen, aber sie lächelte.

„Er hat sich nicht getäuscht, Lex. Ich weiß es, und ich fühle es. Ich habe es immer schon gefühlt. Nun gibt es nichts mehr, das die weitere Entwicklung aufhalten könnte. Aber versprich mir, Lex, daß du immer bei mir bleiben wirst, auch dann, wenn ...“

Er zog sie an sich.

„Auch dann“, bestätigte er und küßte sie.

In der Wiege aber krächte vergnügt Reginald Robert Harnahan und ballte die kleinen Fäuste, die einmal das Schicksal der Welt und der Kinder von Hiroshima lenken würden.

Die augenblickliche Generation des homo sapiens aber bereitete sich auf den nächsten Krieg vor ...

– ENDE –

Als TERRA-Doppel-Sonderband 73/74 erscheint ein neues Werk der berühmten Schriftstellerin Andre Norton, die in den USA bereits viele Zehntausende SF-Freunde zu begeisterten Anhängern zählen darf:

Der letzte der Navajos (THE BEAST MASTER)

Hosteen Storm ist heimatlos geworden, nachdem die Xik-Invasoren kurz vor ihrer endgültigen Niederlage in einem verzweifelten Vorstoß Terra, den Mutterplaneten der Galaktischen Konföderation, in eine radioaktive Strahlenhöhle verwandelten. Viele Soldaten Terras, die auf fernen Planeten eingesetzt waren, überlebten den Krieg gegen die Xiks – so auch Hosleen Storm, obwohl er immer in vorderster Linie gestanden hatte.

Keine Landschenkung zur Ansiedlung der Heimatlosen auf anderen Konföderationswelten kann aber die Erinnerung an die dahingemordete Erde auslöschen, die die Teraner in sich herumtragen! Einige von ihnen sind wahnsinnig geworden, haben die Waffen gegen sich selbst oder ihre Kameraden gerichtet ...

Nicht so Hosteen Storm, der Letzte vom Stamme der Navajos! Storm besitzt aufgrund seiner Erbanlagen und seiner Naturverbundenheit die seltene Gabe der direkten geistigen Kommunikation mit Tieren – und sein Tier-Team, mit dem er als Neusiedler auf dem erdähnlichen Planeten Arzor landet, gibt ihm einen geistigen Rückhalt und stellt gewissermaßen noch eine Brücke zur verlorenen Erde dar.

Doch mehr noch! Hosteen Storm, der Tiermeister, darf gar nicht aufgeben. Er hat noch eine wichtige Mission zu erfüllen – eine Aufgabe, die ihn in die Wildnis des Planeten Arzor führt ...

Auch bei uns in Deutschland ist Andre Norton seit Jahren keine Unbekannte mehr – und jeder, der auch nur *einen* Roman aus der Feder der Erfolgsautorin gelesen hat, dürfte bereits ohne besondere Ankündigung wissen, daß dieser dritte TERRA-Doppel-Sonderband, der bei gleichzeitiger Auslieferung (2 Bände in Klarsichtbeutel) in wenigen Wochen zum Preise von DM 2. – (je Band DM 1. –) überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel beziehbar sein wird, zur utopischen Spitzenklasse gehört!